

**Östeuropa-Institut in Breslau**

**DIE ALTAISCHE VÖLKER-  
UND SPRACHENWELT**

**VON**

**PROF. DR. H. WINKLER**



**Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH**

# DAS OSTEUROPA-INSTITUT

(BEGRÜNDET 1918)

ist eine selbständige, in Anlehnung an die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität und die Technische Hochschule in Breslau geschaffene Forschungsanstalt. Es hat den Zweck, die Grundlagen und die Entwicklungsbedingungen des geistigen und wirtschaftlichen Lebens in Osteuropa und den angrenzenden Gebieten zu studieren und die dabei gewonnenen Ergebnisse für den akademischen Unterricht, die Verwaltung und die wirtschaftliche Praxis nutzbar zu machen.

Jede wirtschaftliche, politische und religiöse Parteibestrebung bleibt ausgeschlossen. (§ 1 der Satzungen)

---

Als periodische Veröffentlichungen sind einstweilen in Aussicht genommen:

- I. Eine in zwangloser Folge auszugebende Reihe größerer wissenschaftlicher Arbeiten unter dem Titel

## QUELLEN UND STUDIEN.

Sie gliedern sich in folgende Abteilungen, innerhalb deren sie auch für sich zählen:

- |                              |                               |
|------------------------------|-------------------------------|
| 1. Recht und Wirtschaft      | 4. Geographie und Landeskunde |
| 2. Land- und Forstwirtschaft | 5. Religionswissenschaft      |
| 3. Bergbau und Hüttenkunde   | 6. Sprachwissenschaft         |
| 7. Industrie und Handel.     |                               |

- II. Eine gleichfalls zwanglos erscheinende Reihe kleinerer wissenschaftlicher Schriften unter dem Titel

## VORTRÄGE UND AUFSÄTZE.

- III. Eine jährlich erscheinende Zusammenstellung der Literatur über Osteuropa unter dem Titel

## OSTEUROPÄISCHE BIBLIOGRAPHIE

Osteuropa-Institut in Breslau

QUELLEN UND STUDIEN

SECHSTE ABTEILUNG

SPRACHWISSENSCHAFT

I. HEFT

DIE ALTAISCHE VÖLKER- UND  
SPRACHENWELT

VON

PROF. DR. HEINRICH WINKLER



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 1921

Östereuropa-Institut in Breslau

DIE ALTAISCHE VÖLKER-  
UND SPRACHENWELT

VON

PROF. DR. HEINRICH WINKLER



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 1921

ISBN 978-3-663-15566-9

ISBN 978-3-663-16138-7 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-16138-7

**ALLE RECHTE, EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN**

## Vorwort.

Die für uns so wichtigen Beziehungen zu den Völkern Osteuropas erfordern es, daß wir diese Völker, ihr Wesen, ihr Leben und ihre Sprachen weit besser kennenlernen als bisher; ja, die Unkenntnis auf diesem Gebiete ist, abgesehen von der etwas besser bekannten Slawenwelt, eine ganz erstaunliche. Das gilt besonders von den finnischen und türkischen Völkern, die eine bedeutsame Rolle in der osteuropäischen Kultur spielen; gehören doch dahin die hochstehenden Nationen der Magyaren in Ungarn, der Suomifinnen in Finnland und Karelrien, sowie der Osmanen im alten türkischen Reiche. Alle finnischen und türkischen Völker aber sind trotz vielen fremden Einschlags nach Rasse und Sprache Angehörige der großen uralaltaischen oder altaischen Völkergemeinschaft, die außerdem noch die Mongolen im engeren Sinne, d. h. die die mongolische Sprache redenden Bewohner von Mittelasien, dann die Tungusen im nordöstlichen Asien und die Samojeden im allernördlichsten Europa und Asien umfaßt, und schließlich die Japaner, die allerdings in vielen Beziehungen etwas abseits stehen. Es ist wohl der Mühe wert, diese ganz eigenartige Völker- und Sprachenwelt kennenzulernen. Je tiefer man in sie eindringt, desto tiefer und unüberbrückbarer erscheint die Kluft, die sie von der indogermanischen Welt trennt, obgleich zweifellos seit Jahrtausenden vielfach Austausche stattgefunden haben.

Breslau, April 1921.

Heinrich Winkler.

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Die altaischen Völker . . . . .	I
1. Die finnischen Völker . . . . .	3
2. Die Türken. . . . .	18
3. Die Tungusen . . . . .	25
4. Die Samojeden . . . . .	26
5. Die Mongolen . . . . .	29
6. Die Japaner . . . . .	30
II. Die altaischen Sprachen . . . . .	31

## I. Die altaischen Völker.

Die uralaltaischen oder kurz altaischen Völker haben ihren Namen davon, daß man ihre mutmaßliche Heimat etwa in die Gegend zwischen Ural und Altai versetzte. Sie bilden ein Glied der mongolischen Rasse wie Chinesen, Tibeter, Annamiten, Birmanen und andere Völkergruppen. Darum aber darf man sie keineswegs in besonders nahen Zusammenhang bringen mit anderen Gruppen der mongolischen Rasse, von denen jede von den anderen durch Volkstum und Sprache als besondere Individualität durchaus geschieden ist. So ist der chinesische oder tibetische Sprachstamm ein ganz anderer als der altaische, kann man doch kaum Vermutungen hegen bezüglich des Erwachsens aus einer gemeinsamen Wurzel. Es ist ähnlich wie mit den Gliedern der weißen Rasse, die als Indogermanen, Kaukasier, (Basken,) Semiten usw. volklich und sprachlich streng geschieden sind, in dem Maße, daß man kaum vermutungsweise eine ehemalige Einheit und einen gemeinsamen Ursprung, beispielsweise des indogermanischen und des kaukasischen Sprachstammes (oder der beiden kaukasischen Sprachstämme), annehmen darf.

Innerhalb der großen mongolischen Rasse im engeren Sinne, wobei nur die ausgeprägt mongolischen Glieder wie die eben genannten in Betracht kommen, mit Ausschluß der fernerstehenden, die heute vielfach der mongolischen Rasse zugezählt werden, wie Malaien oder gar die Bewohner der Neuen Welt, nehmen die Altaier eine eigenartige Stellung ein. Im Gegensatz zu Chinesen, Annamiten, Tibetern usw. bilden sie nicht eine eigentliche Einheit, sondern sind in fünf oder mit Einschluß der Japaner, die zum mindesten sprachlich in nahen Beziehungen zu den Altaiern stehen, in sechs Zweige gespalten, von denen jeder einzelne wieder ein gegen alle anderen deutlich abgegrenztes Ganzes bildet. Schon darin prägt sich wohl bedeutungsvoll die Tatsache aus, daß die Altaier den letzten westlichen Ausläufer der mongolischen Rasse darstellen und augenscheinlich nicht unerhebliche Beeinflussungen durch andersrassige Völker, besonders indogermanische, erfahren haben. Auch rein anthropologische Gesichtspunkte bestätigen das;



vielfach ist bei westlichen Altaiern der mongolische Typus abgeschwächt. So ist anthropologisch der helle finnische Typus gegenüber allen anderen dunklen altaischen Typen augenscheinlich eine Mischform, obgleich die wesentlichsten mongolischen oder mongoloiden Rassenmerkmale deutlich vorhanden sind. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß der nichtaltaische Mischungsfaktor hierbei indogermanisch ist, wie man meist ohne weiteres annimmt. Auch sprachlich will man die Finnen von den anderen Altaiern mehr oder weniger trennen und den Indogermanen annähern, ebenso wie man vielfach einen uralaltaischen Sprachstamm nicht recht anerkennen will. Auf alle diese Fragen kann hier natürlich nicht eingegangen werden. Hier nur zwei Bemerkungen:

1. Je mehr man die Grundlagen des gesamten altaischen Sprachbaues prüft, desto mehr schließt sich das Altaische als einheitlicher Typus zusammen, und desto unüberbrückbarer wird die Kluft, die es vom Indogermanischen trennt.

2. Bei dieser Prüfung zeigt es sich, daß das Finnische in seiner ganzen Morphologie, in dem eigentümlichen Bau seines Verbs und dem damit innig zusammenhängenden Satzbau, in seinem Nomen, der Numerus- und Kasusflexion, dem Adjektiv, dem attributiven wie dem prädikativen, mit den Ansätzen zu einer Komparation, dem reichen Gebiet der Postpositionen, insbesondere aber mit der eigentümlichen Auffassung und Abwandlung der persönlichen Fürwörter usw., durchaus auf altaischer Grundlage steht; daß sehr oft in ausschlaggebenden charakteristischen altaischen Erscheinungen gerade finnische Sprachen vorbildlich sind; daß demgegenüber die wirklichen oder angeblichen Gemeinsamkeiten mit dem Indogermanischen federleicht wiegen.<sup>1)</sup>

1) Das alles gilt natürlich nur von dem eigentlichen finnischen Typus, soweit man einen solchen etwa rekonstruieren kann. Er läßt sich aber fast in allen finnischen Sprachen rekonstruieren, ja, er drängt sich selbst in Sprachen wie dem Magyarischen und dem Suomifinnischen geradezu auf, obgleich diese unter indogermanischem Einfluß vielfach, besonders im Satzbau, doch auch sonst, Wege eingeschlagen haben, die dem Altaischen eigentlich fremd sind. Die kurze Behandlung der Sprachen wird z. B. zeigen, wie unverkennbar im Magyarischen trotz des in vielen Punkten unaltaisch gewordenen Satzbaues und der unaltaischen relativen und konjunkionalen Nebensätze die alte echtaltaische Grundlage so ziemlich auf allen Gebieten machtvoll durchbricht. Ähnlich liegt es im Suomifinnischen, wo selbst die alte altaische nebensatzlose Richtung in der erstaunlich reichen Verwendung der flektierten und häufig mit Possessivsuffixen versehenen nebensatzvertretenden Verbalsubstantiva die echtaltaische

Die altaischen Zweige nun sind folgende: 1. der finnische, 2. samojedische, 3. tungusische, 4. türkische, 5. mongolische, 6. japanische.

### I. Die finnischen Völker.

Da alle finnischen Völker mit Ausnahme der Magyaren sowie der norwegischen und schwedischen Lappen, die nach Volkstum, Sitten und Sprache den russischen Lappen sehr nahe stehen und deshalb hier nicht besonders behandelt werden, im Europäischen und Asiatischen Rußland leben, so werden alle russischen Finnen im Zusammenhange besprochen, und die weit von allen anderen Finnen abgesprengten Magyaren zuletzt, obgleich sie mit den Wogulen und Ostjaken in Asien eine eng zusammengehörige Gruppe, die ugrische, bilden. Ebenso werden später die Türken des russischen Reiches behandelt werden.

Den finnischen Völkern folgen in dieser Darstellung die türkischen, statt, wie es das Verwandtschaftsverhältnis verlangen würde, der samojedischen oder der Tungusen, lediglich weil die Finnen und Türken an Bedeutsamkeit die anderen altaischen Völker weit überragen.

Die finnischen oder finnisch-ugrischen Völker, die fast alle auf einer keineswegs niedrigen Kulturstufe stehen, haben zwei Kulturenationen im besten Sinne des Wortes in ihrer Mitte. Es ist erstaunlich, was für falsche Vorstellungen man sich ganz allgemein von den Finnen macht. Abgesehen von einer dunklen Ahnung, daß die Magyaren in Ungarn irgendwie in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Finnen stehen, sucht man die Finnen meist eben nur in Finnland. Erst die allerjüngste Zeit mit ihren staatlichen Sonderbestrebungen hat in weiten Kreisen die Tatsache bekannt werden lassen, daß auch die Ehsten mit den Bewohnern Finnlands volklich und sprachlich verwandt sind. In Wirklichkeit leben finnische Völker im größten Teile des nördlichen und östlichen Rußlands, doch auch in den baltischen Ländern und deren Umgebung, wo ja das wichtigste finnische Volk, die Suomifinnen in Finnland und Karelien, beheimatet ist; dann im nördlichen Skandinavien, jenseits des Urals in Asien, in dem weiten Gebiet des Ob mit seinen Nebenflüssen, und endlich in Ungarn, Sieben-

---

Satzbildung voll zum Ausdruck kommen läßt. Ganz anders aber tritt der unverfälscht altaische Charakter in den weniger indogermanisierenden finnischen Sprachen zutage, die auf Schritt und Tritt dieselbe Richtung verraten wie die türkischen, samojedischen usw.

bürgen und in einem Teile der Moldau. Die Finnen umfassen dreizehn deutlich geschiedene Völker, von denen jedes seine eigene Sprache redet. Selbst wenn man die fünf westfinnischen Völker, nämlich die Suomifinnen, die Ehsten, Liwen, Wepsen und Woten als ein Hauptvolk zusammenfassen wollte, bleiben immer noch neun verschiedene Völker mit ebenso vielen verschiedenen Sprachen, deren Zusammengehörigkeit nur die methodische Forschung feststellen kann. Ebenso wie jedes einzelne finnische Volk eine ausgesprochene, von allen Verwandten deutlich geschiedene Volksindividualität darstellt, in der keinerlei Bewußtsein von einem Zusammenhange mit den Verwandten lebt, stehen die verschiedenen finnischen Sprachen als selbständige, individuell entwickelte Glieder des finnischen Sprachstammes oder -kreises einander gegenüber. Die auch in dieser Beziehung herrschenden Irrtümer scheinen unausrottbar. Daher sei es auf das nachdrücklichste betont, daß ein Suomifinne mit einem Magyaren oder einem Ostjaken oder Tscheremissen sich ebensowenig in irgendeiner Weise verständigen kann wie ein Deutscher mit einem Afghanen oder Albaner, obgleich das Suomifinnische dem Magyarischen, Ostjakischen, Tscheremissischen allerdings erheblich näher steht als das Deutsche dem Afghanischen und Albanischen. Die Verhältnisse liegen eben bei den finnischen Sprachen ganz anders als bei den indogermanischen, was näher zu beleuchten hier in Kürze unmöglich ist.

Die baltischen Finnen oder Westfinnen umfassen die Suomifinnen in Finnland und östlich davon in Rußland, die Ehsten und Liwen in den nach ihnen benannten Ländern, die Wepsen am Onegasee und weiter östlich in Rußland, und die Woten südlich von Petersburg. Diese westfinnischen Völker gehören enger zusammen, aber auch sie bilden unzweifelhaft fünf verschiedene Völker mit entsprechend vielen Sprachen, von denen die Mehrzahl sogar über eine auffallend große Anzahl von Mundarten verfügt. Das erste Volk unter den Westfinnen sind unbedingt die Suomifinnen mit den beiden Hauptstämmen, den Tawasten und Kareliern. Von welcher Bedeutung dieses Volk für das russische Reich ist, haben wieder die jüngsten Ereignisse gezeigt. Die Suomifinnen, die Bewohner von Finnland und Karelien, darf man als ein Kulturvolk im besten Sinne des Wortes bezeichnen. Ihre Zahl beträgt gegen 3 Millionen. Das Großfürstentum Finnland war bis zu der brutalen Vergewaltigung durch die Russen ein autonomes, nur von den eigenen Organen, unter vollstän-

digem Ausschluß russischer Beamten, verfassungsmäßig regiertes Land, dessen Gouverneur vom Großfürst-Zaren ernannt wurde, welcher letzterer auch in einigen Orten Garnisonen halten durfte und in auswärtigen Angelegenheiten das Land vertrat. Als Regent des Landes war er an die Landesgesetze gebunden und regierte gemeinsam mit dem finnischen Senat, dem Träger der Exekutivgewalt, dem Ministerium anderer Staaten, dessen Vorsitz dem Generalgouverneur gebührte. Dieser hatte auch die Zivilverwaltung zu überwachen und war Befehlshaber des finnischen Heeres. Die Gesetzgebung handhabte der Großfürst-Zar gemeinsam mit den Ständen. Diese Stände bildeten die Vertretung des Volkes, wobei bestimmte Grundsätze die Zahl der Vertreter des Adelsstandes, der Priesterschaft, des Bürgertums und des Bauernstandes regelten. Diese Stände tagten für gewöhnlich jeder für sich, aber alle Vorlagen wurden von Ausschüssen vorbereitet, in die jeder Stand die gleiche Anzahl von Mitgliedern wählte. Auch gemeinsame Beratungen aller Stände konnten tagen, denen der Senat beiwohnte, aber sie hatten keine Beschlußkraft. Zur Annahme und Abänderung der Grundgesetze sowie zu Geldbewilligungen bedurfte es der Zustimmung aller Stände, zu allen anderen Vorlagen der dreier Stände. Die Initiative bei Einbringung einer Vorlage hatte in den meisten Fällen der Regent, doch wurde die Initiative der Stände mit der Zeit gesetzlich erheblich erweitert. Auch die Amtssprache war finnisch oder schwedisch, nie russisch, die ganze Verwaltung des Landes nach allen Richtungen derart daß man noch im Anfang der neunziger Jahre beim Betreten finnischen Bodens von Rußland aus den unwillkürlichen Eindruck hatte, von Asien nach Europa übergetreten zu sein. Das letzte bezieht sich auch auf die Lebensformen und die privaten Einrichtungen und Unternehmungen. Die Alexanderuniversität und verschiedene wissenschaftliche Vereinigungen befördern ein reges und ungemein gründliches wissenschaftliches Streben, wobei seit vielen Jahrzehnten die deutsche Kultur und noch mehr die deutsche Wissenschaft eine ganz hervorragende Rolle spielt — sind doch die besten wissenschaftlichen Zeitschriften oft ganz oder vorwiegend in deutscher Sprache verfaßt, die die weitaus größte Mehrzahl der akademisch Gebildeten fließend spricht. Aber in diesem aufstrebenden Lande hat sich auch die nichtwissenschaftliche Literatur in höchst bedeutsamer Weise auf den verschiedensten Gebieten entwickelt und wetteifert mit Erfolg mit den Leistungen der ersten Vertreter europäischer Kultur. Eine eigentliche alte

Literatur fehlt dem Lande, was nicht wunderbar ist, da dasselbe fünf Jahrhunderte nur schwedisches Nebenland darstellte, dessen wenig geachtete Sprache als Bauernjargon von seiten der herrschenden schwedischen Nation keine Förderung zu erwarten hatte, so daß sie auch von den eingeborenen Finnen der höheren Stände wenig geübt und gepflegt, ja selten richtig verstanden wurde. Einen mächtigen Aufschwung nahm die schöne, ungemein bildungsfähige Suomisprache erst im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts und hat sich seitdem das ganze Land erobert, dessen beste Kräfte in ihrer Pflege wetteifern. In den Kreisen des einfachen Volkes aber ist diese Sprache immer unbestritten der Mittelpunkt des ganzen Denkens geblieben, und hier haben sich alle die Sagen aus grauer Vorzeit durch mündliche Überlieferung, aber in ganz fester rhythmischer Form erhalten, die von Wäinämöinen, Ilimarinen, Lemminkäinen, vom Sampo, von den Leiden und Freuden im Leben dieses kernhaften Volkes handeln und den treuen Spiegel der suomifinnischen Volksseele abgeben. Dieses Volksepos im wahren Sinne des Wortes, eine der besten und vorbildlichsten volkstümlichen Schöpfungen der Weltliteratur, muß mit wenigen Andeutungen über seine Entstehung gestreift werden, da bei uns selbst in wissenschaftlichen Kreisen ganz irrige Ansichten herrschen. Die einzelnen Runen (Gesänge), die nicht lückenlos zusammenstimmen, auch viele Varianten bieten, und die zusammen den Inhalt der Kalewala bilden, sind im Laufe der Jahrhunderte im Volke entstanden und mündlich von Generation zu Generation fortgeführt, noch vor wenigen Jahrzehnten besonders in Karelilien bei den geselligen Zusammenkünften rezitiert und in langen Jahren unermüdlichen Forschens von Lönnrot und anderen gesammelt und möglichst getreu (nebst allen erreichbaren Varianten) in der Kalewala vereinigt worden. Nur völlige Unkenntnis der Verhältnisse kann diese Kalewala als Lönnrots eigenes Werk ansehen. Auch Castrén hat eifrig nach den im Volke fortlebenden Runen und ihren Varianten geforscht. Obgleich diese Runen zu ganz verschiedenen Zeiten entstanden und auch ganz verschiedenen, vielfach germanischen Ursprungs sind, atmen sie doch alle echtfinnischen Geist, da sie im Schoße des finnischen Volkes entstanden und in echtfinnischem Sinne weitergebildet worden sind. Alle die darin auftretenden Gestalten sind Fleisch und Blut vom suomifinnischen Volke, so daß, wie gesagt, das Ganze der treueste Spiegel der suomifinnischen Volksseele ist.

Die Suomifinnen sind zwar in der neueren Zeit voll in die europäische Kulturwelt eingetreten und in allen Zweigen des modernen Lebens, in Handel, Gewerbe, Industrie, Wissenschaft und Kunst ein ebenbürtiges Glied der europäischen Völkergemeinschaft geworden, in erster Linie aber waren sie von jeher und sind sie noch heut Ackerbauer und Viehzüchter, und das unter besonders schweren Lebensbedingungen in ihrem rauhen, dem Landbau so wenig günstigen Lande. Mit ihrer unermüdlichen Arbeitskraft haben sie ungeheure Strecken steinig, öden Waldlandes ausgerodet und für den Ackerbau gewonnen und bis tief hinein in die nördlichen Lappengebiete ihre Kolonien vorgeschoben.

Ihr Naturell zeigt alle die Züge, die den finnischen Völkern eigen sind, über die später noch einige Andeutungen folgen, in hohem Grade, wie die Suomifinnen überhaupt, namentlich die Tawasten, den Eindruck eines verhältnismäßig wenig vermischten finnischen Volkes machen. Besonders sei auch auf ihre schwermütigen Lieder aufmerksam gemacht, die ganz ähnlich wie die der Magyaren und anderer Finnen von tiefer Empfindung bei diesem zurückhaltenden, schwer aus sich herausgehenden Volke zeugen, das Heimat und Familie mit leidenschaftlicher Liebe umfaßt; und nebenbei mag bemerkt werden, daß auch das alte suomifinnische Saiteninstrument, die Kantele, augenscheinlich finnisches Erbgut ist, das bei den verschiedensten finnischen Völkern in mehr oder weniger eigenartiger Ausgestaltung wiederkehrt.

Auch anthropologisch darf man die Suomifinnen als echtfinnisches Volk ansehen, das alle spezifisch finnischen Rassenzüge, die weiterhin kurz erwähnt werden, zur Schau trägt, was am meisten von den Tawasten gilt. Als charakteristisch und geeignet, manche falschen Vorstellungen zu berichtigen, die fast unausrottbar scheinen, ist die Tatsache hervorzuheben, daß die Suomifinnen, namentlich wieder die Tawasten, eines der blondesten Völker der Welt darstellen; in dem Maße, daß ihnen gegenüber die heutigen Deutschen als dunkel gelten müssen. Jedem Fremden, der die Suomifinnen aus eigener Anschauung kennenlernt, muß diese auffallende allgemeine Blondheit auf den ersten Blick zum Bewußtsein kommen. Die Dunklen, die bisweilen geradezu reinmongolisch anmuten, kommen demgegenüber kaum in Betracht. Retzius in seinem „Finska kranier“ gibt bei etwa 90 von 100 untersuchten Suomifinnen die Haarfarbe als *couleur de lin* an. Bei den heutigen Deutschen machen solche Hellblonde kaum zehn Prozent aus.

Die Suomifinnen sind hier etwas eingehender behandelt worden, als das bei den anderen Finnen geschehen kann, weil sie neben den Magyaren, die für Rußland keine Bedeutung haben, das einzige finnische hochentwickelte Kulturvolk darstellen, das überdies für das russische Reich in einer Weise befruchtend gewirkt hat, wie das wohl nur selten geahnt wird. Haben doch neben Leuten deutscher Herkunft gerade Suomifinnen in maßgebenden Stellungen als Verwaltungsbeamte, Offiziere und als Männer der Wissenschaft und Kunst eine hervorragende und segensreiche Wirksamkeit entfaltet.

Die den Suomifinnen nahe verwandten Ehsten, etwa 800000 Seelen, die die Hauptbevölkerung von Ehstland bilden und dieses Land mit Letten und Deutschen bewohnen, sind seit der Einverleibung der früher schwedischen Ostseeprovinzen russische Untertanen und haben immer unter dem Einfluß der deutschen Kultur gestanden. Auch sie sind echte Finnen nach Rasse und Geisteswelt, die der suomifinnischen sehr ähnlich ist, wie auch aus ihren Sagen, Erzählungen und allen Äußerungen ihres Innenlebens deutlich hervorgeht; die geistige Höhe der Suomifinnen haben sie freilich ebensowenig wie die benachbarten Liwen erreicht, die, gering an Zahl, nie irgendwelche beachtenswerte Rolle gespielt haben, in Lebensart und Sprache ebenfalls einen durchaus finnischen Charakter verraten, auffallenderweise aber anthropologisch die eigentlich finnischen Züge wie kein anderes westfinnisches und überhaupt kein finnisches Volk vielfach vermissen lassen. Der Gedanke an nationale Selbständigkeit ist den Ehsten erst unter den jetzigen günstigen Verhältnissen gekommen, und teilweise machen sich da Bestrebungen geltend, die den Zielen der baltischen Deutschen stark zuwiderlaufen. Die ehstnische Sprache ist ein ebenso ausgeprägtes selbständiges westfinnisches Idiom wie das Suomifinnische und das Liwische, und ungemein reich an Mundarten.

Das kleine Volk der Wepsen ist politisch und sonst bedeutungslos; von Bedeutung ist nur seine ebenfalls in sehr viele Mundarten gespaltene, in manchen Punkten eigentümlich altertümlich gebliebene Sprache. Anthropologisch scheinen die Wepsen von den übrigen Westfinnen durch stärkere Betonung der mongoloiden Rassenmerkmale nicht unerheblich abzuweichen, doch beruht diese Vermutung auf einem nur recht geringen Beobachtungsmaterial.

Noch weit unbedeutender sind die wenig bekannten Woten, deren Sprache immerhin auch Beachtung verdient.

Diesen eng zusammengehörigen Westfinnen treten an der mittleren Wolga und ihren Nebenflüssen, bis zum südlichen Ural, gegenüber die Mordwinen, die in zahllosen Sprachinseln hauptsächlich in den Gouvernements Tambow, Nischnij Nowgorod, Simbirsk, Pensa, Saratow, Orenburg sitzen. Sie bilden als Ersa- und Mokschamordwinen ein geschlossenes Volk mit höchst auffallend entwickelter Sprache, die bei näherer Prüfung trotz anscheinend gänzlicher Verschiedenheit doch nahe Beziehungen zum Westfinnischen verrät, was in ähnlicher Weise auch von dem Volk selbst gilt, so daß Westfinnen und Mordwinen als die nächsten Verwandten gelten dürfen. Als vorbildlich tüchtige Ackerbauer stellen die Mordwinen einen wichtigen Bevölkerungsbruchteil dar und gehören zu den volkreicheren finnischen Stämmen, zählten sie doch schon 1852 gegen eine halbe Million Seelen und dürften seitdem eine starke Vermehrung erfahren haben. Ein Teil von ihnen ist wegen ihrer hervorragenden Befähigung für Urbarmachung und Pflege des Bodens schon vor langer Zeit als Kolonistoren mit weitreichenden Sonderrechten in andere Gegenden, so in das Gouvernement Astrachan, verpflanzt worden. In Naturell, Lebensgewohnheiten, der Art zu wohnen und insbesondere auch in der Form und Anwendung der zahlreichen Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens gleichen sie den anderen finnischen Völkern in oft überraschendem Maße, desgleichen in ihren Liedern, Sagen und Erzählungen, die mündlich fortgepflanzt werden.

Die Tscheremissen entfernen sich nach ihrem ganzen Volkstum und nach der Sprache erheblich von den Mordwinen. Sie wohnen im allgemeinen in denselben Gegenden wie diese, nur etwas weiter nördlich, zwar auch in zahlreichen Sprachinseln, doch auch, oder vielmehr vornehmlich, in zusammenhängenden großen Bezirken, in denen sie die einzige oder doch unbedingt die ausschlaggebende Bevölkerung bilden. Unter der Tatarenherrschaft stellten sie ein eigenes Khanat dar, und noch heut fallen dem Fremden die Tscheremissenbezirke auf den ersten Blick durch die Besonderheiten des äußeren Lebens auf. Die sog. Waldtscheremissen in der Niederung am linken Wolgaufer westlich von Kasan unterscheiden sich in Volkstum und Mundart beträchtlich von den sog. Bergtscheremissen. Die Zahl der Tscheremissen beträgt gegen 400000. Sie leben weit abgeschlossener für sich als die Mordwinen und bringen, trotzdem sie äußerlich zum Christentum bekehrt sind, in ihren Wäldern an bestimmten versteckten Stellen ihren alten Göttern Opfer dar. Auch sie sind tüchtige



Ackerbauer, treiben auch Bienenzucht, Jagd und Fischfang. Ihre mündlich überlieferten Erzählungen und Lieder zeugen von denselben Neigungen und sonstigen geistigen Zügen, die ihren finnischen Nachbarn, so den Permiern, eigen sind, doch erinnert eigentümlicherweise vieles in ihrem äußeren und inneren Leben auch an die Westfinnen. Diese vermittelnde Richtung zwischen dem westlichen und dem östlichen Finnentum aber vertritt ihre Sprache in erstaunlich hohem Maße, wie sich bei etwas tieferem Eingehen auf die grundlegenden sprachlichen Erscheinungen unzweideutig ergibt. Körperlich stellen sie den finnischen Typus stark ausgeprägt dar, ähnlich wie die Tawasten in Finnland, und stärker als z. B. die Wotjaken, obgleich auch diese ihn durchaus nicht verleugnen. Auch in der Blondheit dürften sie den Tawasten kaum viel nachstehen. Alles in allem genommen sind sie ein recht beachtenswerter Zweig der finnischen Völkerfamilie.

Die Gruppe der Permier, die sich ebenso scharf von den Mordwinen wie den Tscheremissen abheben, umfaßt zwei eng zusammengehörige Völker, die Wotjaken und die Syrjänen, die sich etwa so nahe stehen wie Suomifinnen und Ehsten, was auch in ähnlicher Weise von den Sprachen beider Völker gilt, die man bei oberflächlicher Betrachtung geneigt ist, für Mundarten einer Hauptsprache zu halten.

Die Wotjaken gehören zu den volkreicheren finnischen Stämmen und dürften augenblicklich über eine halbe Million Seelen zählen. Sie sitzen an der Kamá und ihren Zuflüssen, hauptsächlich zwischen Malmysch und Jelabuga im Süden und Glasow im Norden, zwischen den westlichen und den östlichen Tscheremissen. In Wjatka machen sie etwa 10% der Bevölkerung aus, im Glasowschen Kreise 25%. Das alte Heidentum haben sie sich, obgleich äußerlich Christen, in bemerkenswerter Stärke erhalten; es tritt das in ihrem ganzen Leben und Denken, in den zahllosen Beschwörungsformeln und -liedern sowie in allerlei gottesdienstlichen Handlungen erheblich klarer hervor als bei den Tscheremissen. Die Götzenbilder erinnern stark an die ostjakischen, der Kult der heiligen Bäume an die baltischen Finnen, z. B. die alten Suomifinnen. Die altheidnischen Feste werden feierlich begangen, die christlichen spielen daneben kaum eine Rolle. Wie sehr die heidnischen Vorstellungen wirklich das ganze Denken beherrschen, zeigt die mannigfaltige und verwickelte Lehre von all den göttlichen und halbgöttlichen Wesen, die danach tief in die Verrichtungen und Sorgen des täglichen Lebens dieses Bauernvolkes

eingreifen und die Feldbestellung wie die Viehzucht segensreich oder unheilvoll beeinflussen, ebenso Krankheit und Tod bringen oder dagegen schützen. Die Anschauungswelt ist im übrigen ganz die der finnischen Völker überhaupt, besonders der weniger vorgeschrittenen östlichen, und äußert sich am lebhaftesten in ihren überaus einfachen Liedern, den zahlreichen, oft sehr phantastischen, mündlich weitergetragenen Erzählungen, in ihrer ganzen naiven Lebensauffassung, in ihrer sexuellen Moral, die wie die der meisten finnischen Völker den Europäer recht eigentümlich anmutet. Kulturell stehen sie hinter ihren allernächsten Verwandten, den Syrjänen, erheblich zurück, was einen sehr natürlichen, weiterhin zu erwähnenden Grund hat. Die bei den finnischen Völkern im Gegensatz zu den Slawen so angenehm berührende aufrecht männliche Gesinnung, die kriechende Demut nicht kennt, zeichnet dieses Volk in hohem Grade aus. Ebenso teilen sie mit den anderen Finnen die Vorliebe für Gesang und Musik. In keinem Punkte verleugnen sie die finnischen Rassenmerkmale, wobei aber zu bemerken ist, daß die derberen Züge, wie sie sich z. B. in den oft exzessiven Breitenverhältnissen der Gesichtsteile bei Tawasten, Tscheremissen und anderen Finnen zeigen, sichtlich zurücktreten. Die charakteristische finnische Blondheit ist ihnen wie ihren nächsten Verwandten, den Syrjänen, eigen, erreicht aber nicht den hohen Grad wie bei den Tawasten.

Die Syrjänen bewohnen nördlich von den Wotjaken die unermesslichen Gebiete vom 58. Breitengrade bis unweit des Eismeereres und vom Ural westlich bis in die Gegenden um die Pinega, einen Nebenfluß der Dwina. Sie gleichen wohl in fast allen Beziehungen, auch körperlich, als deren nächste Verwandte den Wotjaken, zeichnen sich aber vor ihnen durch erheblich höhere Kultur aus, was darauf zurückzuführen ist, daß sie schon vor vielen Jahrhunderten in dem blühenden Bjarmjalande zugleich mit den Kareliern den regen Verkehr nach dem Osten, Westen und Süden vermittelten. Tüchtige Geschäftsleute sind sie wenigstens teilweise noch heute, daneben aber rührige Ackerbauer; haben sie doch das Land bis über den 65. Breitengrad urbar gemacht und betreiben den Landbau mit der ganzen, den finnischen Völkern eigenen Unermüdlichkeit und Sorgfalt, obgleich das ungünstige Klima ihre Bemühungen selten belohnt. Jedenfalls unterscheiden sie sich hierin vorteilhaft von ihren östlichen Nachbarn, den Ostjaken. In den nördlichsten Gegenden sind sie allerdings vielfach fast auf die Stufe einfacher Renntiernomaden herab-

gesunken. Vor vielen Jahrhunderten zum Christentum bekehrt, dürfen sie als wirkliche, sogar sehr strenge Christen gelten, wodurch ihrem Leben in vielen Beziehungen eine andere Richtung gegeben wird als dem der Wotjaken. Im ganzen können sie neben den Russen, und zum Teil mehr als diese, als das eigentliche Kulturelement ihres großen Landes angesehen werden, das außer von ihnen und den Russen von Samojeden und in den östlichsten Grenzbezirken von Ostjaken bewohnt wird.

Die beiden einzigen finnischen Völker, die ganz bedeutungslos und von äußerst geringer Seelenzahl als Rentiernomaden, Jäger und Fischer ein armseliges Dasein fristen, sind die jenseits des Urals sitzenden Ostjaken und Wogulen. Nur wissenschaftlich bieten sie nach Volkstum und Sprache, nach ihren Zusammenhängen mit den übrigen Finnen, und in erster Linie als die zweifellos nächsten Verwandten der hochstehenden Kulturnation der Magyaren, ein sogar ungemein hohes Interesse, was aber hier in keiner Weise verfolgt werden kann. Sie bilden mit den Magyaren eine besondere, enger zusammenhängende Gruppe, die der Ugrier.

Beide Völker bewohnen ungeheure Räume am Ob und seinen Neben- und Zuflüssen, zählen aber jedes nur wenige tausend Seelen und machen den Eindruck absterbender Völker. Auch da, wo die örtlichen Bedingungen wenn auch nicht geregelten Landbau, so doch ertragreiche Viehzucht sehr wohl ermöglichen würden, haben sie sich fast nirgends dazu aufgeschwungen. Trotzdem ist der Kulturstand kein besonders niedriger. Obgleich ohne jede eigentliche Literatur, verfügen sie, namentlich die höher als die Ostjaken stehenden Wogulen, über eine bemerkenswerte Volksdichtung, von deren Reichtum Munkácsis großes Werk „Vogul népköltési gyűjtemény“, d. h. Sammlung wogulischer Volksdichtungen, beredtes Zeugnis ablegt. Dabei ist es wunderbar, in welchem Maße diese Ergebnisse dichterischen Schaffens den Dichtungen und Prosaerzählungen der anderen, und in erster Linie denen der anderen ostfinnischen Völker gleichen. Auch in der bisweilen äußerst kunstvollen Herstellung der bei ihrem Jäger- und Fischerleben notwendigen Werkzeuge bekunden sie eine niederen Rassen kaum eigene geistige Höhe. Im übrigen zeigen ihre Wohnräume, Zelte wie Winterstuben, ebenso ihre Aufbewahrungsräume, die Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, so die mannigfachen Gegenstände aus Birkenrinde und vieles andere eine erstaunliche Ähnlichkeit mit den gleichen

Dingen bei anderen Finnen, selbst bei den Westfinnen; vielfach ist überhaupt kein Unterschied zu entdecken. Obgleich die Ostjaken allein von allen Finnen angeblich dunkel von Haar- und Augenfarbe sind, was ähnlich, und hier zweifellos irrtümlich, von den Lappen öfters behauptet wird, verraten sie doch ihre Verwandtschaft mit den westlichen Finnen ganz unverkennbar, desgleichen die viel helleren Wogulen; das beweisen ungewollt die Angaben der beiden finnischen Forscher Ahlqvist und Wainio, aus denen sich klar ergibt, daß die Ostjaken die mongoloiden Züge der Finnen etwas stärker, die Wogulen etwas schwächer hervortreten lassen; geradezu überraschend ist die Tatsache, daß die meisten, sehr sorgfältig hergestellten Abbildungen von Ostjaken und Wogulen Gesichter zeigen, wie man sie Zug für Zug, bis ins einzelste übereinstimmend, täglich unter der echt-magyarischen Bauernbevölkerung finden kann.

Das letzte wenigstens teilweise in Rußland wohnende finnische Volk sind die Lappen, soweit sie im nördlichen Finnland, auf der Halbinsel Kola am Weißen Meere und in der Nähe davon leben. In Lebensweise, Naturell und Körperlichkeit erinnern sie stark an die Ostjaken, sind auch höchstwahrscheinlich nach Westen versprengte Ostfinnen, die nach ihrem Ursprung den Ostjaken und selbst den Magyaren nahestehen, was auch in der Sprache noch Spuren hinterlassen hat, obgleich die Lappen augenscheinlich eine Sprache reden, die das ursprüngliche ostfinnische Wesen infolge starker westfinnischer Einflüsse zum großen Teil eingebüßt hat. Die Lappen sind wie Ostjaken und Wogulen durch die Verhältnisse des weiten von ihnen bewohnten Landes auf Renntierzucht und besonders auf den Fischfang und die Jagd angewiesen, wodurch regelmäßige Wanderungen notwendig werden, die ein eigentliches Sesshaftwerden verhindern. Wie die Ostjaken wohnen sie im Sommer in Zelten, im Winter in ihren Winterstuben, sind längst Christen und zum Teil sogar sehr bewandert in der christlichen Lehre, gleichwohl aber finden sich noch viele Spuren ihrer früheren Götterverehrung. In ihrem ganzen äußeren Leben, Bekleidungs- und Schmuckgegenständen stehen sie den östlichen Finnen weit näher als den westlicheren. Neben den überwiegend finnischen Typen, die sehr oft Zug für Zug solchen gleichen, die man in Ungarn findet, kommen nicht selten ganz abweichende vor, die einer wesentlich anderen Rasse anzugehören scheinen. Die Lappen zählen einige tausend Seelen.

Weit abgesprengt von allen anderen finnischen Völkern leben

in Ungarn, Siebenbürgen und zu einem kleinen Teile jenseits des Karpathengürtels in der Moldau die Magyaren, die mit den ihnen am nächsten verwandten Wogulen und Ostjaken die ugrische Gruppe der Finnen bilden. Ehe sie vor 1000 Jahren in Ungarn eindringen, wohnten sie als Jäger, Fischer und etwas Ackerbau treibendes Volk im südöstlichsten Europa. Dort erfuhren sie nachhaltige Einwirkungen durch Völker verschiedener Rassen, so durch die iranischen Alanen, an die noch heut vieles in ihrem äußeren Leben, so in Kleidung und Schmuck erinnert; dann aber in weit höherem Maße durch Völker altaischen Stammes, standen sie doch jedenfalls längere Zeit unter der Herrschaft der wohl finnisch-türkischen Chasaren. Der Einfluß des Türkentums machte sich so stark geltend, daß die Ausdrücke für militärische und politische Organisation sowie für den primitiven Ackerbau in weitem Umfang türkischer Herkunft sind. Auch in ihrer neuen Heimat nahmen sie erhebliche Bestandteile türkischer Rasse in sich auf, und auch Reste anderer altaischer Völker, wie der Awaren, dürften in ihnen aufgegangen sein, wie auch in der Vorzeit noch andere Völker, z. B. kaukasische, auf sie eingewirkt zu haben scheinen. Dieses Mischvolk darf heut als vollwertige Kulturnation angesprochen werden und hat eine dem numerischen Verhältnis gegenüber ganz ungeweine Bedeutung unter den europäischen Völkern gewonnen.

#### Naturell, Sprachen, Rasse der Finnen.

Schließlich noch einige Worte über Naturell, Sprachen, Kultur und Rasse der finnischen Völker. Allen Finnen ist eine gewisse schwere und schwermütige Anlage eigen, wie ihre Musik und ihre Volkslieder unschwer erkennen lassen. Nicht umsonst sagt der Magyare von sich selbst: *Sirva vigad a Magyar*, durch Weinen erheitert oder frischt sich der Magyare auf. Daneben aber bekunden alle Finnen eine stark sinnliche Richtung. Das zeigt sich auch in ihrer leidenschaftlichen Pflege von Gesang und Musik. In diesem Gesange spielt die Liebe zum anderen Geschlecht, zum Heimatboden, zu Weib und Kind, die Sehnsucht nach dem Vaterhause eine große Rolle. Das gilt von den Liedern der östlichen Völker wie der Mordwinen, Tscheremissen, Wotjaken nicht weniger wie von den suomifinnischen mit ihrem oft tief ergreifenden Inhalt, und mit am stärksten wohl von den bald klagenden, bald jauchzenden Volksliedern der Magyaren. Durch ihre aufrechte Männlichkeit unterscheiden sich die Finnen vorteilhaft von den Russen. Mit einer gewissen, selten ver-

leugneter Zurückhaltung, die einer unverkennbar bedachtsamen Grundstimmung entspringt, verbindet sich meist eine sehr weitgehende Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit in Handel und Wandel. Trotz der leidenschaftlichen Züge ihres Wesens zeichnen sich die meisten, wo nicht alle finnischen Völker durch einen gesunden Realismus aus, der die Dinge sieht, wie sie sind, die gegebenen Chancen geschickt benutzt und zu Ergebnissen führt, die zu den zahlenmäßigen Kräfteverhältnissen in gar keinem Verhältnis stehen; man denke nur an die achtungsgebietende Stellung, die das vor wenigen Jahrzehnten so kleine Magyarenvolk heute einnimmt. Das an sich wohlberechtigte Selbstbewußtsein der Finnen artet allerdings nicht ganz selten in schroffe Überhebung aus, ebenso wie ihre bedachtsame, erwägende Art Raum läßt für Mißgunst und Neid. Mehr noch als durch den völligen Mangel an demütiger Unterwürfigkeit heben sie sich von den Russen erfreulich ab durch eine unermüdliche Arbeitslust, die unermessliche Strecken Ödlandes ertragfähig gemacht und für Millionen Menschen günstige Lebensbedingungen geschaffen hat.

Bei Gelegenheit der Erwähnung von Musik und Gesang verdient der finnische Gesang und die finnische Musik eine kurze Besprechung. Eine ganz auffallende Erscheinung ist es, daß bei verschiedenen finnischen Völkern, selbst bei so hochstehenden wie den Ehsten, die Melodie eines Liedes oft nur drei Töne umfaßt; und zwar eine so tief begründete Erscheinung, daß z. B. das ostjakische geigenartige Instrument überhaupt nur über drei Töne verfügt. Doch abgesehen davon ist auch die Tonlage oft eine dem Europäer so fernliegende, daß der volle Eindruck hervorgerufen wird, als ob hier eine der unsrigen ganz fremde Tonempfindung vorliege. Und dieser Eindruck ist z. B. ebenso stark oder noch stärker bei der wotjakischen Musik als bei der magyarischen, von der in dem Vortrage über die Magyaren noch einmal die Rede sein wird. Die Stimmung des wotjakischen Saiteninstrumentes, des Krödsch, ist schon eine so eigenartige, daß Buch in seinem Werke über die Wotjaken sagt, daß eine ähnliche sich bei keinem Kulturvolk der Welt finde. Seine weiteren Ausführungen sind geeignet, den Kenner der magyarischen, der sog. Zigeunermusik, die aber eben die echtmagyarische ist, die tiefen inneren Zusammenhänge zwischen der wotjakischen und der magyarischen Tonwelt fühlen zu lassen.

Auch die finnischen Sprachen lassen uns einen Einblick in eine fremde, dem Europäer ebenso fernliegende Geisteswelt tun,

obgleich sie jedenfalls vielfach starke Einwirkungen durch das Indogermanische erfahren haben. Diese fremde Geisteswelt ist eben die altaische, an der die finnischen Sprachen ihren vollen Anteil haben, dem gegenüber alle die wirklichen oder scheinbaren Übereinstimmungen mit dem Indogermanischen überhaupt kaum in Betracht kommen. Gerade in Punkten, bei denen eine unüberbrückbare Kluft zwischen altaischer Auffassung und indogermanischer gähnt, zeigen oft selbst die den indogermanischen Einflüssen am längsten und stärksten ausgesetzten finnischen Sprachen das von Grund aus Trennende und Unvereinbare in besonderer Klarheit. Ein persönliches Fürwort, wie das Magyarische es bietet, gibt den altaischen Geist in idealer Weise wieder; so etwas kann nie auf indogermanischem Boden erwachsen sein, und Ähnliches gilt in erster Linie vom Verb, aber auch auf so ziemlich allen Gebieten der gesamten Formenbildung der Sprache.

Daß die finnischen Sprachen in den samojedischen ihre nächsten Verwandten sehen, ist eine heute feststehende, höchst beachtenswerte Tatsache, von der noch bei Besprechung der Samo-jeden die Rede sein wird. Nicht weniger beachtenswert aber ist, daß allein der finnische Zweig des Altaischen, der doch nur ein Glied des großen altaischen Sprachstammes darstellt, und der allen übrigen Zweigen als geschlossene, scharf ausgeprägte Einheit gegenübersteht, aus sich heraus so viele ganz verschiedene, trotzdem aber doch eng verwandte Sprachen erzeugt hat, deren Zusammenhänge nur durch die methodische Forschung aufgedeckt worden sind, und auch nur durch diese aufgedeckt werden konnten.

Weit deutlicher als durch ihre Sprachen zeigen die finnischen Völker auf den ersten Blick ihre Zusammengehörigkeit durch die vielen, überall sichtbaren Spuren ihrer gemeinsamen alten Kultur. Das äußert sich vor allem im Bau der Wohnstätten, der in Finnland wie in Ungarn, bei den Finnen im Innern Rußlands und jenseits des Ural auf einen einheitlichen Ursprung hinweist und in starken Gegensatz tritt zu allem Indogermanischen. Dieselben typischen Formen des Wohnhauses, Zeltes, der Vorratsräume finden wir noch heut bei den verschiedensten, durch Jahrtausende und unermeßliche Entfernungen voneinander getrennten finnischen Völkern. Das Gleiche gilt von den Wirtschaftsgegenständen, und Ähnliches von Kleidung und insbesondere von den Schmuckgegenständen. Zeigt doch noch der Hausrat des magyarischen Bauern wesentlich die alten, allenthalben bei den finnischen Völkern üblichen Formen.

Eine wirkliche Rasseneinheit kann man bei Völkern wie den finnischen, die so lange voneinander getrennt sind und in so verschiedener Umgebung ihr Sonderleben geführt haben, unmöglich erwarten. Um so bemerkenswerter sind die gleichen Rassenzüge, die trotzdem überall durchschimmern und sich oft aufdringlich geltend machen, viel aufdringlicher, als man nach den Schicksalen dieser Völker glauben sollte, was nachdrücklich betont werden muß. Der mongolische und mongoloide Typus ist eben ein Dauertypus ersten Ranges. Obgleich bei zahllosen Individuen finnischer Herkunft die mongoloïden Rassenmerkmale schwach oder gar nicht mehr hervortreten, muß doch der recht einheitliche finnische Grundtypus als ausgesprochen mongoloïd bezeichnet werden. Seine Hauptzüge lassen sich etwa folgendermaßen feststellen: Helles, meist geradezu blondes, vorwiegend fahlblondes, meist ganz straffes, sehr selten gelocktes Haupthaar, ebenso heller, auch meist fahlblonder oder hellbrauner Bart, der Schnurrbart überraschend häufig und gleichmäßig stroh- oder gelbgrau; fast immer graue oder graublau, unverhältnismäßig seltener braune Augen. Nicht rein weiße, sondern selbst bei ausgesprochenster Blondheit ins Gelbliche oder Bräunliche spielende Hautfarbe mit öfters derart schwärzlichem Unterton, daß ganz blonde Leute einen durchaus brünetten Eindruck machen. Selten fehlende, meist gemäßigte, öfters aber recht starke Prognathie. Ebenso selten versagende Brachycephalie. Stark hervortretende Wangenbeinhöcker, fast immer breites, rundes oder viereckiges Gesicht. Auffallend weit voneinander entfernte innere Augenwinkel, die oft ein wenig, seltener sichtlich, hier und da ganz augenfällig tiefer stehen als die äußeren. Meist breite, niedrige Nase, die zu einem ganz unverhältnismäßig hohen Prozentsatz unverkennbar gestülpt erscheint. Bart wie bei allen Mongolen und Mongoloïden spärlich und meist nur an einigen Stellen dichter; außerdem erscheint er gewöhnlich spät; lange Bärte sind selten und fast nur in hohem Lebensalter zu finden. Selbst bei den seit vielen Jahrhunderten mit Indogermanen in Verkehr stehenden Suomifinnen sind mongoloïde Merkmale wie gestülpte Nase, runde echtfinnische Gesichter in einem so hohen Prozentsatz zu finden, daß man seinen Augen nicht traut, bis man sich endgültig davon überzeugt.



## 2. Die Türken.

Das Vorstehende hat gezeigt, daß abgesehen von den Magyaren und einem Teil der Lappen alle finnischen Völker im Europäischen und Asiatischen Rußland sitzen. Fast das gleiche gilt von den Türken. Es empfiehlt sich mithin, wie das auch bei den Finnen geschah, die Türken des russischen Reiches im Zusammenhange zu behandeln und einige Worte über die nichtrussischen Türken vorzuschicken. Die erste Stelle unter diesen und überhaupt unter den türkischen Völkern nehmen die Osmanen, denen die Aderbidschaner sehr nahe stehen, ein, die mit der Einnahme von Konstantinopel das türkische Reich gründeten. Als Kriegervolk haben sie dieses Reich in drei Erdteilen ausgebreitet, in vielen schweren Kämpfen mit vielen Gegnern, besonders auch mit den seit Peter dem Großen nach Stambul lüsternen Russen, behauptet, sind bis tief nach Mitteleuropa als Angreifer vorgeedrungen, haben einen großen Teil von Ungarn beherrscht, die Balkanslawen und Rumänen unterworfen und haben noch in jüngster Zeit im russisch-türkischen Feldzuge der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Proben einer erstaunlichen Lebenskraft des auf morscher Grundlage ruhenden veralteten Staatskörpers gegeben und im Weltkriege eine nicht unrühmliche Rolle gespielt. Das heutige Osmanische ist eine reiche Literatursprache, die sich mit mancher europäischen Sprache messen kann. Ostturkestan, das Land des gewaltigen Tarimbeckens, einigermaßen bekannt durch neuere Forschungsreisen, mit den Städten Kaschgar, Jarkand, Khotan, Tschertschen, ist rein türkisches Gebiet, gehört aber heut politisch zum chinesischen Reiche. China gebietet auch über viele andere türkische Völker und Stämme, wie über die Tarantschi, die es im Ilitale angesiedelt hat. Es gibt sogar Gegenden, deren Bewohner bis in die neueste Zeit sowohl den Russen wie den Chinesen zinspflichtig waren, wie die danach benannten Dwojedaner in der Altaigegend. Besonders aber sind hier zu erwähnen die Sojonen oder Sojoten, die vornehmlich an der chinesisch-russischen Grenze in weiter Ausdehnung sitzen, sich selbst Tuba nennen und sprachlich den Altaitürken ziemlich nahestehen. Jedenfalls lebt ein nicht unbeträchtlicher Teil der Türken auf chinesischem Gebiet.

Unter den Altaiern, die Rußland bewohnen, nehmen die Türken weitaus die wichtigste Stelle ein nach Seelenzahl, Ausdehnung der von ihnen allein oder zugleich mit anderen Völkern bewohnten Räume und ihrer Bedeutung im Leben des Gesamtstaates.

Auch über die Türken herrschen, wie über die Finnen, ganz irrige Vorstellungen. Versteht man doch in Laienkreisen unter Türken meist den kleinen Bruchteil der türkischen Völkerfamilie, der als Osmanen das herrschende Volk des türkischen Reiches bildet. In Wirklichkeit aber gibt es auf Erden kein Volk, wenn man hier den Namen Volk noch anwenden darf, das über auch nur annähernd so weite Räume verbreitet wäre wie die Türken. Sitzen sie doch von der europäischen Türkei und dem mittleren Europäischen Rußland bis weit über die Lena im östlichsten Asien hinaus und fast von den Gestaden des Eismeeres bis in das südliche Asien. Auch die Türken sind, abgesehen von den Bewohnern der Türkei, von denen sie einen nicht allzu großen Teil ausmachen, und den bis tief nach Iran, dem chinesischen Reich und Tibet hinein sitzenden, alle im Europäischen und Asiatischen Rußland angesiedelt.

Es kann keine Rede davon sein, daß dieses Völkerkonglomerat wirklich einheitlichen Ursprungs wäre; viele recht verschiedene Völker und Rassen haben bei der Herausbildung der heutigen türkischen Völker mitgewirkt, und das Türkentum hat dabei vielfach nur als Ferment gewirkt. Aber dieses Türkentum besitzt eine Assimilationskraft ohne gleichen. Wird doch z. B. selbst der kulturell weit höher stehende Russe unter Jakuten ganz gewöhnlich zum Jakuten. So hat das Türkentum die Reste der durch die Jenissei-Ostjaken noch heut schwach vertretenen Rasse fast aufgesogen; Stämme, die vor wenigen Generationen noch nach Sprache und Volkstum Samojuden waren, sind heut endgültig Türken, und ähnliche Verhältnisse haben nachweislich in Europa wie in Asien gewirkt, wodurch in weitem Umfange fremde Volksindividualitäten im Türkentum völlig aufgegangen sind.

Und alle diese so mannigfaltig zusammengesetzten Völker auf diesem unendlich weiten Gebiete sprechen eigentlich eine Hauptsprache, da selbst die beiden am meisten abweichenden Idiome, das der Jakuten und das der Tschuwaschen, türkisch genannt werden müssen. Viel mehr noch gilt das von allen anderen türkischen Idiomen, die eine erstaunliche Fülle von Abzweigungen darstellen, aber unbedingt alle Sprößlinge der einen türkischen Hauptsprache sind. Hierin zeigt sich der schroffste Gegensatz zu den Finnen, die gerade entgegengesetzt so auffallend viele ganz verschiedene selbständige Sprachen entwickelt haben. Diese türkische Sprachgemeinschaft aber läßt alle Türkvölker fast wie ein Volk erscheinen, wenn das auch wieder aus ethnologischen

Gründen und wegen der so ganz verschiedenen Verhältnisse im staatlichen und sozialen Leben, wie sie sich im Laufe von Jahrtausenden entwickelt haben, kaum angeht.

Die europäischen Türken sind, abgesehen von dem kleinen in Europa nomadisierenden Teile der Kirgisen und einem Bruchteil der Baschkiren, alle sesshaft und bilden ein höchst beachtenswertes Element im russischen Staatskörper, wie die jüngste Vergangenheit auch dem diesen Verhältnissen Fernstehenden deutlich vor Augen geführt hat. Auch sie zerfallen in eine Anzahl durchaus geschiedener und miteinander in keinem Zusammenhang stehender Gruppen.

Unter ihnen nehmen den ersten Platz ein alle die Stämme und Völkerbruchteile, die man unter dem Namen Kasansche Tataren zusammenfaßt, weil sie das Kasantatarische als ihre Schriftsprache anerkennen. Es erinnert in vielen Punkten an die sibirischen Idiome, in anderen an das Osmanische, überhaupt an die westlichen Zweige des Türkischen. Sie sitzen, über eine Million stark, in den Gouvernements Kasan, Nischnij-Nowgorod, Simbirsk, Samara, Saratow, Pensa und Wjatka, zugleich mit Russen, anderen Türken und finnischen Völkern, in eigenen Bezirken und eigenen Stadtteilen, und zählen z. B. in Simbirsk gegen 100000 und in Samara 90000 Seelen. Als Muhamedaner führen sie ihr Eigenleben und haben in religiöser Beziehung mit Stambul Fühlung.

Die Baschkiren sind, wie schon angedeutet wurde, nur zum kleineren Teile Nomaden, die im Sommer in Zelten, im Winter in Dörfern leben; die meisten beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht und als sesshafte Leute auch mit Bienenzucht. Sie sollen gegen  $\frac{3}{4}$  Millionen stark sein, sind aber von weit geringerer Bedeutung als die Kasantataren. Sie reden heut alle türkisch, dürften aber ein Mischvolk aus Finnen und Türken sein; es werden sehr bestimmt die mongoloideren von den viel weniger mongoloiden, den sogenannten kaukasischen, d. h. den Indogermanen ähnlichen Baschkiren unterschieden; dieser letzte Teil ist wohl aber eben finnischen Ursprungs. Die Baschkiren wohnen in den Gouvernements Ufa, Orenburg, Samara, Perm, Wjatka. Auch die als Nachkommen der finnischen oder finnisch-türkischen Chasaren den Magyaren wahrscheinlich nahestehenden Tschuwaschen sprechen heut türkisch, aber ein so eigentümliches Türkisch, daß hier ohne Zweifel eine fremde Unterschicht vorliegt. Auch sie treiben als sesshafte Bewohner der Gouvernements Orenburg, Samara, Saratow, Simbirsk und Kasan Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht und zählen fast eine Million Seelen.

Trat bei den zuletzt genannten Völkern die eigentümliche, anfangs erwähnte Assimilationskraft des Türkenelements ganz sichtlich hervor, so geschieht das in noch augenfälligerer Weise bei den Krimtataren, indem bei diesen sogar Juden und Griechen türkisch sprechen. Und die Juden bilden einen recht ansehnlichen Teil der Bevölkerung; zahlenmäßig wie nach ihrer geistigen Bedeutung sind sie nicht zu unterschätzen. Diese Krimtataren, etwa 350 000 Seelen, setzen sich augenscheinlich, soweit sie türkischen Ursprungs sind, aus verschiedenen Stämmen zusammen. Auch ihre Sprache erinnert neben vielfacher Anlehnung an die westlichsten türkischen Idiome, wie das Osmanische, stark an nordasiatische Türksprachen. Daß die Krimtataren einen nicht zu übersehenden Faktor im Staate darstellen, hat wieder die allerjüngste Vergangenheit gezeigt. Acker-, Wein- und Tabakbau bilden die Haupterwerbszweige. Der vortreffliche Krimwein steht dem kaukasischen an Güte nicht nach. Die Viehzucht scheint weniger gepflegt zu werden.

Im Asiatischen Rußland, das von der asiatischen Westgrenze bis in den äußersten Osten und vom Eismeer bis an seine Südgrenze von Türken bewohnt wird, können nur die größeren Völker, wie die Kirgisen und Karakirgisen, die Jakuten, deren Sprache die Hauptverkehrssprache fast im ganzen nordöstlichsten Asien genannt werden kann, die Türken in Russisch-Turkestan und die Turkmenen Anspruch auf besondere Berücksichtigung machen. Die unendlich zahlreichen kleineren Stämme und Völker, wie die Türken des Kaukasus, des Altai und seiner näheren und ferneren Umgebung, der Barabasteppe und Umgegend, bei Tobolsk und Tjumen, die Abakantürken in Tomsk und Jenisseisk, die Karagassen in der Nachbarschaft der mongolischen Burjäten, sind zwar ethnologisch und sprachlich in hohem Grade beachtenswert, im übrigen aber bedeutungslos. Die meisten von ihnen zählen nur wenige tausend Seelen, obgleich sie größtenteils gewaltige Räume bevölkern und als echte Nomaden in eine Unzahl von Völkern, Stämmen und Geschlechtern zerfallen, die nur ausnahmsweise auch zum Ackerbau übergegangen sind.

Auch die drei bedeutendsten türkischen Völker Russisch-Asiens nächst den Bewohnern von Russisch-Turkestan und den Turkmenen, die Kirgisen, besser Kasaken, Karakirgisen und Jakuten, sind ausgesprochene Nomaden.

Die Kasaken bewohnen die Steppen im nördlichen Turan östlich bis zu den Quellen des Irtysh und westlich bis zur Wolgamündung,

südlich bis zu den mittelasiatischen Khanaten und nördlich bis zum mittleren Irtysh und der Ischimsteppe sowie den Südabhängigen des Urals, einen Raum, dessen westöstliche Ausdehnung größer ist als die Entfernung von der Westküste des Schwarzen Meeres bis an den westlichsten Punkt von Spanien. Dabei dürften sie zusammen mit den Karakirgisen kaum die Seelenzahl von 2 Millionen überschreiten. Sie sind zweifellos mit Mongolen nicht unerheblich vermischt, vielleicht auch mit Samojuden. Das auffallendste bei dieser Verteilung des Volkes über so unendliche Gebiete trotz der geringen Bevölkerungsziffer und des fremdstämmigen Einschlags ist das, daß sie wirklich eine einheitliche, festgeschlossene Nation im wahren Sinne des Wortes bilden. Neben der Einteilung des ganzen Volkes in 3 Horden: ulu dšüs = das große Hundert, orta dšüs = das mittlere Hundert und kiši dšüs = das kleine Hundert, zerfallen sie in ungemein zahlreiche Geschlechter, deren kleinere Unterverbände oder Familien mit ihren nächsten Verwandten in einem Aul mit meist 3—5 Jurten zusammenleben. Mit der strengen Ordnung der Aule innerhalb der Geschlechter, mit ihren selbstgewählten Bis = Herren und ihren Khanen, die alten Fürstenfamilien entstammen, stellen sie eine Art geregelten Nomadenstaates dar, wie er kaum irgendwo wiederzufinden ist. Denn sie bleiben unverfälschte Nomaden, können als das Urbild von Nomaden gelten. Trotzdem sie mit ihrem gesamten Hausrat ihre regelmäßigen Sommer- und Winterwanderungen ausführen, treiben sie geordneten Ackerbau, der bestimmten Personen, oft Bediensteten obliegt, wobei große Sorgfalt auf die unumgänglich notwendige Bewässerung durch Kanäle verwendet wird. Auch die Anfänge von Handwerk und Industrie fehlen nicht; hierbei kommen besonders Holz- und Schmiedearbeit sowie die Bearbeitung von Silber und Kupfer in Betracht. Sie leben in runden Filzjurten. Die Jagd wird neben der Viehzucht mit Vorliebe als Sport betrieben, besonders gern mit Jagdfalken. Trotz der vor Jahrhunderten erfolgten Bekehrung zum Islam finden sich zahlreiche Reminiszenzen an den alten Schamanismus. Die reiche Volkspoese wird eifrig gepflegt. Bei allen Festen, die sie sehr lieben, treten Sänger auf, die weit umherziehen und sich in Wettgesängen, Lobliedern, Heldengesängen und historischen Gesängen messen; dabei spielen Improvisationen eine große Rolle, ebenso bei den Wettgesängen von jungen Männern und Mädchen. Die nur mündlich überlieferten Dichtungen und Erzählungen heißen kara sös, schwarze, d. h. einfache, Volkserzählungen, während

die *ki tab sös*, buchmäßige Darstellungen, mit deren Abfassung sich vorzugsweise Mullahs beschäftigen, dem Volke die Lehren und Legenden des Islam unter Anlehnung an die naive Volksauffassung näherbringen sollen.

Diesem Volke stehen die Karakirgisen zwar nach Volkstum, Rasse und Sprache unbedingt nahe, dürfen aber mit ihnen durchaus nicht zusammengeworfen werden. Früher nomadisierten sie am Jenissei und südlich vom Sojonischen Gebirge. Dann wurden sie nach Südwesten gedrängt und gingen zum größten Teil nach den Gegenden am westlichen Thianschan. Sehr beachtenswert erscheint ihre Epik. Die einzelnen Gesänge, die bei den Kasaken gesondert vorgetragen werden, vereinigt hier in echt homerischer Weise ein großes Epos, das von dem Muselmanenführer Manas und dem Haupte der Ungläubigen Joloi handelt, in seltener Treue den ganzen Volkscharakter widerspiegelt und im gesamten Volke lebt. Rassenhaft stehen sie den Altaitürken näher als die Kasaken, ebenso wie sprachlich.

Das dritte bedeutende Nomadenvolk, die Jakuten, wohnt weithin zu beiden Seiten der mittleren und unteren Lena und darf als das herrschende Volk bis zum Ochotskischen Meere und vom Eismeer bis an die Grenze von China gelten, obgleich es kaum über eine Viertelmillion Seelen stark ist. Im Sommer beziehen die Jakuten Birkenrindenzelte, im Winter feste Jurten und treiben Pferde- und Rindviehzucht. Das jakutische Pferd genießt einen gewissen Ruf. Obgleich offiziell Christen, huldigen die Jakuten ganz allgemein dem Schamanentum. Sie haben unzweifelhaft starke fremde Volksbestandteile aufgenommen, auch rein mongolische, und sich restlos assimiliert, desgleichen wahrscheinlich tungusische und solche von nichtaltaischen Völkern im nordöstlichsten Asien. Ihre ungemein selbständig entwickelte Sprache entfernt sich stark von allen anderen türkischen Idiomen.

Weit entfernt von allen zuletzt genannten Völkern oder Völkchen wohnt am östlichen Gestade des Kaspischen Meeres nach dem Amudarja zu und südlich bis an die Grenzen von Persien und Afghanistan das mächtige, weit über eine Million Seelen zählende Volk der Turkmenen mit einer großen Anzahl deutlich geschiedener Stämme; früher der Welt fast nur durch seine Raubzüge, besonders nach Iran, bekannt, heut nach langen, schweren Kämpfen dem russischen Reiche einverleibt und zu friedlicher Beschäftigung, Ackerbau, Viehzucht, Fischfang, Erdölgewinnung übergegangen. Abgesehen von der großen Bedeutung, die dieses

unruhige Volk noch heut für das russische Reich hat, ist auch seine wenig bekannte, von Ilminskij kurz skizzierte Sprache von hoher Bedeutung. Nach seinen Feststellungen darf man den Schluß ziehen, daß hier ein echt westtürkisches Idiom vorliegt, das starke Zusammenhänge mit dem seldschukischen Kreise und ganz speziell mit dem heutigen Osmanischen verrät.

Außer den bisher besprochenen Türkvölkern kommen heut für das russische Reich noch in Betracht die türkischen Völker und Stämme im russischen Turkestan, in erster Linie die sehr zahlreichen Stämme der russischen Ösbeken, die fest angesiedelt, gleichwohl noch stammweise zusammenwohnen. Auch die nichtösbekischen fest angesiedelten Türken im russischen Turkestan, so die von Taschkend, Chodschend, Tschemkend und anderen Städten, die Sarten, die großen- oder größtenteils turkisierte Iranier zu sein scheinen, verdienen ernste Beachtung, und daß selbst die türkischen Stämme des Kaukasus, wie die Kumüken und die Adzaren, einen Faktor darstellen, mit dem zu rechnen ist, hat die allerjüngste Vergangenheit gezeigt.

Wo irgend türkische Völker den Eindruck verhältnismäßiger Rassenreinheit machen, stehen sie körperlich wie geistig den Mongolen erheblich näher als die Finnen. So sind sie, abgesehen von den weit stärker hervortretenden Rassenmerkmalen aller Art, im Gegensatz zu den hellen Finnen, unbedingt dunkel von Haar- und Augenfarbe. Selbst bei den stark vermischten Osmanen schimmert der unverwüstliche mongolische oder mongoloide Dauertypus unverkennbar durch.

Ein charakteristischer Grundzug scheint trotz der starken Vermischung mit fremden Volkselementen allen türkischen Völkern eigen zu sein: Sie sind aus hartem Holz geschnitzt. Weichen Regungen bei einer gewissen biedereren Gutmütigkeit wenig zugänglich, bezeichnet Verheerung seit grauen Zeiten ihren Weg, die Menschlichkeit hat, wie Castrén richtig sagt, ihr Werk nicht gesegnet. Fremde Volksindividualitäten, über die ihr Weg führt, werden zertreten und gehen restlos im Türkentum auf. Ihre sonstigen Charaktereigenschaften dürften keineswegs überall die gleichen sein, Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit in Handel und Wandel wird ihnen wohl mit Recht nachgerühmt.

### 3. Die Tungusen.

Vom nordöstlichen Randgebirge des mittelasiatischen Hochlandes bis zum nördlichen Eismeere und vom Stillen Meere bis zum Jenissei leben die Tungusen. Im Westen sind ihre Nachbarn die Samojuden, im Nordosten die Tschuktschen, die südliche Grenze bilden die Südostabhänge der Daurischen Alpen. Sie stellen ebenfalls einen Zweig der Altaier dar, wie die Finnen und Türken. Sie zerfallen in die Tungusen im engeren Sinne und die Mandschus auf chinesischem Gebiet mit ihrer berühmten Hauptstadt Mukden, dem Klein-Peking, die auf erheblich höherer Kulturstufe stehen und seit Jahrhunderten für die chinesische Bildung gewonnen sind. Die Tungusen im engeren Sinne also dürften kaum mehr als etwa 100000 Seelen zählen.

Ihre Beschäftigung ist heut Jagd, Fischfang, Renntier- und in beschränktem Umfang auch Pferdezucht. Die Renntiere dienen auch zum Reiten, eine Verwendung, die nur den Tungusen eigen ist, ebenso wie sie sie melken, was eigentümlicherweise Ostjaken und Wogulen nicht tun.

Wie andere echte Nomaden bilden die Tungusen Stämme, von denen jeder eine Anzahl Geschlechter enthält, bisweilen vereinigen sich mehrere Stämme. Der Stamm wählt einen Häuptling, der von der Regierung bestätigt sein muß. Hier und da gibt es auch wie bei den Ostjaken und Wogulen Fürsten aus alten Geschlechtern.

Wie die Ostjaken wohnen sie im Sommer in Zelten aus Birkenrinde, im Winter in solchen aus Fellen, haben also nicht einmal wie die meisten nomadisierenden Finnen feste Winterstuben. Das Zahlungsmittel bildet wie bei den Samojuden das Renntier; das gilt auch bei der Erwerbung der Frau, die durchschnittlich mit etwa 20 Renntieren erstanden wird.

Die Religion nimmt im Seelenleben des Tungusen keine hervorragende Stellung ein. Von einem Götterkult kann man eigentlich kaum reden, was bei ihrem immerhin nicht ganz niedrigen Niveau einigermaßen befremden kann. Macht es doch den Eindruck, als ob sie in dieser Beziehung bei den ersten rohen Anfängen sehr primitiver Götterverehrung stehengeblieben wären. Die religiösen Handlungen sind hauptsächlich darauf gerichtet, die üblen Einwirkungen böser Geister oder der Seelen Verstorbener auf die Lebenden abzuwehren. Zu diesem Zwecke wird die Hilfe der



Schamanen in Anspruch genommen, die besondere Kleidung tragen, die Zaubertrommel anwenden, sich in den bekannten Rauschzustand versetzen, den betreffenden Geist zitieren und dem Befragenden dessen Weisungen übermitteln, der dann durch Opfer den Geist willfährig zu machen sucht. Daneben haben sie auch wirkliche Götter, so den wohlwollenden und — was ziemlich auffallend anmutet — nie strafenden Himmels Gott, sehen auch Sonne, Mond, Sterne und die Erde als göttliche Wesen an und glauben an übelwollende Wesen wie die in ihren Sagen oft wiederkehrenden Menschenfresser.

Die gewöhnliche Ansicht, daß sie die reinmongolischen Rassenzüge ebenso stark aufweisen wie die Mongolen, dürfte ebenso schief sein wie die bezüglich der tungusischen und mongolischen Sprache. Dafür spricht eine ganze Reihe von beachtenswerten Tatsachen. So ist nach Hiekisch die Nase gut gebaut und ragt ziemlich stark über die Gesichtslinie hervor, während sie bei den eigentlichen Mongolen, z. B. den Kalmücken, ganz gewöhnlich, wovon ich mich selbst zu meinem Erstaunen endgültig überzeugt habe, so gut wie gar nicht über die durch die Stirn gebildete Linie herausragt, so daß das Profil ein für den Europäer ganz absonderliches Bild gibt. Die Mundpartie ist etwas prognath, was auch von allen finnischen Völkern gilt; nicht ganz selten erreicht die Prognathie finnischer Gesichter eine ungeheuerlichen Grad. Die Lippen sind angeblich immer dünn, nie aufgeworfen.

#### 4. Die Samojeden.

Die Samojeden sind im staatlichen Leben nie von irgendwelcher Bedeutung gewesen, wissenschaftlich aber von sehr großer, da sie, zum mindesten bezüglich ihrer Sprachen, die nächsten Verwandten der Finnen darstellen, was nicht scharf genug hervorgehoben werden kann, da sich daran Fragen von der größten Wichtigkeit knüpfen.

Die Samojeden bewohnen ein unermessliches Gebiet im nördlichsten Europa und Asien: Vom Ostgestade des Weißen Meeres bis weit über den Jenissei hinaus, bis zur Chatangabucht. Die drei nördlichen samojedischen Völker sitzen in der Tundra, die beiden südlichen schon im nördlichen Waldgebiet. Die drei nördlichen als Juraken bis an den Jenissei, an dessen unterem Laufe die Jenissei-Samojeden nomadisieren, während die Tawgyleute von da bis zur Chatangabucht reichen. Die beiden südlichen, die Ostjak-

Samojuden und die Kamassiner, an den Nebenflüssen des Ob und des Jenissei bis in die Gegend von Turuchansk; die Kamassiner scheinen nunmehr ganz im Türkentum aufgegangen zu sein.

Der Kulturgrad ist entsprechend den örtlichen Verhältnissen, ähnlich wie der der zum Teil in denselben Gegenden wohnenden finnischen Ostjaken, ein niedriger. Landbau kennen sie nicht, ebensowenig aber eigentliche Viehzucht. Das Leben der meisten ist völlig auf die Zucht der Renttiere gestellt, von denen mancher Samojuder Tausende besitzt. Das Renttier bietet ihnen alles, was sie zum Leben brauchen. Das Renttier und sein gefährlichster Feind, der Wolf, spielen in ihrem Denken, ihren Liedern eine Hauptrolle, Renttierhut und nächtliche Renttierwache ist die Hauptbeschäftigung. Daneben wird, besonders bei den südlichen Samojuden, von denen die Ostjak-Samojuden auch Pferde besitzen, auch Fischfang und Jagd betrieben.

Eine Literatur besitzen die Samojuden unter diesen Verhältnissen begreiflicherweise nicht. Wohl aber finden sich mündlich überlieferte, äußerst primitive epische Darstellungen. In diesen treten meist Helden auf, die ihre Feinde machtvoll besiegen, deren Frauen rauben, wobei sie häufig auf Adlern durch die Luft segeln, und ganz unglaubliche Heldentaten vollführen. Dabei kommen Intrigen aller Art vor, bei denen meist das Weib die Hauptrolle spielt. Das Ende ist gewöhnlich die glückliche Beendigung der Kämpfe und die endgültige Vereinigung mit dem Weibe des besiegten Feindes. Der Ton ist überall wenig gewählt und stark naturalistisch. Auch haben sie Sagen von anderen wunderbaren Schicksalen hervorragender Helden und deren Himmelfahrt, und hierzu ist zu bemerken, daß die Samojuden überhaupt das in der Tundra so häufige spurlose Verschwinden eines guten Menschen als Himmelfahrt deuten, während in gleichem Falle der schlechte Mensch als vermutlich vom Bären aufgefressen gilt. Einem Missionar, der mit der Erzählung der Himmelfahrt des Elias eine große Wirkung erzielen wollte, wurde von einem der anwesenden Samojuden gleichmütig erwidert: „Mein Bruder ist auch vor einigen Monaten in den Himmel aufgefahren.“

Ihre religiösen Vorstellungen gipfeln darin, daß Num, der Himmels Gott, der auch als Himmel, Erde, Meer, kurz als All gedeutet wird, alles sieht, den Guten beschützt, in welcher Eigenschaft er den vielgebrauchten Namen Jilibeambaertje = Hüter des Viehes führt, und den Bösen unnachsichtlich bestraft, ihm Elend, Verminderung der Renttiere und Tod schickt. Er bleibt

für den Menschen unnahbar. Daneben aber verehren die Samojeden eine Art Hausgötter, die Hahe und Sjadaei, Fetische aus Stein, Holz oder anderen Gegenständen, in unbedeutenderen Angelegenheiten des täglichen Lebens durch Opfer. Dagegen müssen in wichtigeren Dingen die Untergötter, die Tadebtsjos, durch die Zauberer, die Tadibes, befragt werden, so bei Verlust von Rentieren und bei Krankheiten. Der Schamane, der Tadibe, wendet dabei die Zaubertrommel an und versetzt sich in einen wirklichen oder fingierten Rauschzustand, in dem er dem Befragenden die Antwort der Tadebtsjos kundtut. [Die Handhabung des Tadebtsjoskults ist der des alten finnischen Zauberwesens, wie es z. B. bei den Suomifinnen eine ungemein wichtige Rolle spielte, ähnlich, nur hatte es bei diesen weit höhere Formen angenommen. (Den Tadibes wird auch Unsterblichkeit zugesprochen, der sonst nur die in den Himmel aufgenommenen gewöhnlichen Menschen teilhaftig werden.)] Das Christentum ist wenig tief in das Volk eingedrungen.

Die anthropologische Stellung der Samojeden innerhalb der mongolischen und mongoloiden altaischen Völkerfamilie ist nicht ganz klar.<sup>1)</sup> Jedenfalls zeigen sie die öfters genannten hauptsächlichsten mongoloiden Rassenmerkmale im allgemeinen ähnlich gemildert wie die finnischen Völker, wenn auch meist stärker ausgeprägt als bei diesen, aber im Gegensatz zu den nach Haar- und Augenfarbe hellen Finnen weisen sie unbedingt dunkle Haare und Augen auf. Ferner als den Finnen scheinen sie den eigentlichen Mongolen zu stehen, mit denen die Physiognomien wenig gemein haben, während, wie ich mich selbst überzeugt habe, manche Samojeden hierin einen vollständig finnischen Eindruck machen. Dabei aber sehen bisweilen die kleinen Kinder solcher ganz finnenähnlichen Samojeden überraschend mongolisch aus.

Zuletzt sei mit einigen Worten der im Anfang angedeuteten nahen Verwandtschaft der samojedischen und der finnischen Sprachen gedacht. Die samojedischen Sprachen sind darum so bedeutungsvoll, weil sie in allen Grundzügen, oft bis in die kleinsten Einzelheiten, denselben Charakter zeigen wie die finnischen. Aber noch mehr. Erscheinungen, die im Finnischen durch die weitere Entwicklung so verdunkelt und unkenntlich geworden sind, daß sie aus dem Finnischen selbst heraus nicht mehr erklärt werden können, finden ihre klare, unanfechtbare Deutung durch das Samo-

1) Es liegen wohl auch fremdrassige, nichtaltaische Elemente mit vor.

jedische — ein im Sprachleben recht seltener Vorgang. So wird vieles im Bereich des persönlichen Fürworts durch das Samojedische in die richtige Beleuchtung gerückt, und ganz besonders zeigt das Samojedische in voller Deutlichkeit, wie die in mehreren finnischen Sprachen vorhandene scharfe Unterscheidung einer subjektiven und einer possessiven, der Objektkonjugation, zu erklären ist.

## 5. Die Mongolen.

Das altaische Volk, das den Namen Mongolen führt, und nach dem die ganze große Rasse die mongolische genannt wird, sind die Mongolen im engsten Sinne. Es ist dies das große Volk, das in der eigentlichen Mongolei mit der unermeßlich ausgedehnten Wüste Gobi, und nach Westen weithin in der Dsungarei, in der Gegend des Balkasch- und des Aralsees bis nach Vorderasien als Ost- und Westmongolen sowie als Burjäten in der Baikalgegend sitzt. Ein kleiner Teil nomadisiert seit genau 300 Jahren in der Gegend der unteren Wolga und des unteren Don. Alle Mongolen sind ausgesprochene Nomaden, die meisten ohne Ackerbau und Handel. Wie die Kirgisen und andere Nomadenvölker ziehen sie mit dem gesamten Hausrat, den schnell aufgebauten und wieder abgebrochenen Zelten, mit ihren Pferden, Kamelen, Schafen, Ziegen, hier und da, aber seltener, auch mit Rindvieh umher. Männer, Weiber, Kinder, alles reitet. Auch Lamas, die buddhistischen Priester, die zahlreiche Klöster bevölkern und den eigentümlichen buddhistischen, äußerlich merkwürdig an katholische Formen erinnernden Gottesdienst versehen, führen sie auf ihren Zügen mit. Sie sind friedlicher Natur, haben aber zweimal, zur Zeit des Dschingis-Khan und des Timur, weithin Schrecken und Verheerung verbreitet. Das erste Mal wurde ihrem ungestümen Siegeslaufe erst in Schlesien 1241 ein schnelles Ende bereitet; der zweite Eroberungszug führte zur Gründung des mächtigen Reiches des Großmoguls in Indien, das erst in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vernichtet wurde.

Dieses Nomadenvolk hat gleichwohl eine vielhundertjährige reiche Literatur und eine wohlgebildete Schrift. Die Literatur steht stark unter sanskritischem und teilweise auch unter tibetischem Einfluß, was besonders aus den philosophisch-religiösen Schriften klar hervorgeht; trotzdem verleugnet sich auch in diesen der mongolische Geist durchaus nicht; das gleiche gilt von den geschicht-

lichen Büchern, den Märchensammlungen<sup>1)</sup>; jedenfalls ist die mongolische Literatur in hohem Grade beachtenswert.

Daß die Mongolen im engsten Sinne die mongolischen Rassenmerkmale in ganz besonderer Stärke aufweisen, braucht kaum nochmals hervorgehoben zu werden. Alle anderen altaischen Zweige, auch die Japaner, desgleichen die Tungusen, zeigen die Rassenmerkmale vielfach stark gemildert.

## 6. Die Japaner.

Die früher gewöhnlich mit den Chinesen in einen Topf geworfenen Japaner sind von diesen trotz tiefgehender kultureller chinesischer Einwirkungen nach Volkstum, Sitte und insbesondere nach ihrer Sprache grundverschieden; doch auch anthropologisch.<sup>2)</sup> Boller hat das Japanische zuerst dem uralaltaischen Sprachstamm zugewiesen, ihm sind andere gefolgt wie Grunzel und ich, der ich seit 1880 diese Frage verfolge und immer neue Belege für die Zusammengehörigkeit von Altaisch und Japanisch finde. Ich gebe aber zu, daß das Japanische sich zu einer Zeit vom Altaischen losgelöst haben muß, in der manche dem übrigen Altaischen jetzt eigene Züge noch keine oder doch keine vollkommene Ausprägung erhalten hatten. So macht es allerdings teilweise einen fremdartigen Eindruck, der aber alsbald schwindet, sobald man die Grundlagen des Baues eingehender prüft; diese sind in dem Maße die echtaltaischen und so wenig verhüllt durch die erläuternden Beigaben der späteren Entwicklung des Altaischen, an denen das Japanische keinen Anteil hat, daß das Japanische den altaischen Urtypus klarer als irgendein anderer altaischer Zweig erkennen läßt. Es wird deshalb das Japanische bei der Behandlung der altaischen Sprachen nur gelegentlich herangezogen werden.<sup>3)</sup>

Die neueste Geschichte Japans und der fast unglaubliche Aufschwung, den dieses wohlbefähigte Volk in den letzten 60 Jahren genommen hat, ist in weiteren Kreisen einigermaßen bekannt, deshalb genügt ein Hinweis darauf. Es herrschten zwar vor der allgemeinen Reformbewegung in Japan vielfach recht mittelalter-

1) Vgl. z. B. Die Märchen des Siddhi Kür, von Bernhard Jül. Leipzig 1866.

2) Weisbach macht auf die große Profilverschiedenheit mit Recht aufmerksam.

3) Manche charakteristische Fingerzeige, so eine Anzahl Namen von Gegenständen unter bemerkenswerten Begleiterscheinungen, weisen auf wesentlich die gleichen Gegenden als ursprüngliche Heimat der Japaner und anderer altaischer Zweige hin.

liche Zustände, aber trotzdem war es ein altes Kulturland, in dem z. B. Kunstausübung und Kunsthandwerk eine große Rolle spielten. Für die geistige Höhe des Volkes vor tausend und mehr Jahren sprechen die echtpoetischen lyrischen Erzeugnisse aus dieser Zeit, die auch auf die durchaus gesitteten gesellschaftlichen Verhältnisse und die ganze äußere Kultur ein helles Licht werfen. Die Japaner sind stark realistisch veranlagt, ähnlich wie die Magyaren, und diesem Zuge verdanken sie wohl auch wie diese z. T. ihre ungeahnten Erfolge.

Die mongolischen Rassenmerkmale sind unverkennbar, doch weniger herausfordernd als bei den Mongolen im engeren Sinne, und manches scheint auf eine Beimischung nichtaltaischer Volkselemente hinzudeuten.

Zum Zweck möglicher Rausersparnis sind im völkerkundlichen Teile umfangreiche Stellen des Manuskripts weggelassen worden, so besonders der größte Teil der Besprechung der Tungusen, doch auch vieles andere in den Kapiteln über Türken und Samojeden. Dadurch ist eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Behandlung der altaischen Völkergruppen hervorgerufen worden.

## II. Die altaischen Sprachen.

Wie die altaischen Völker, so gehen auch die altaischen Sprachen weit auseinander. Das Verhältnis der verschiedenen Zweige, des Finnischen, Samojedischen, Tungusischen, Mongolischen, Türkischen und Japanischen ist ein ganz anderes als das der indogermanischen, also des Arischen, Slawischen, Germanischen . . . Konnte doch Schleicher den freilich verfehlten Versuch machen, eine Art indogermanischer Ursprache zu konstruieren. Er konnte dasseltsame Wagnis unternehmen, weil trotz der Sonderentwicklung der einzelnen Zweige doch die gemeinsame Grundlage wenigstens der indogermanischen Muttersprachen, selbst in den Formen der wesentlichsten Bildungselemente, sich nicht verleugnet. Für das Altaische wäre ein solcher Versuch unmöglich; denn ohne auf diese eigentümliche Entwicklung des Altaischen und deren Ursachen einzugehen, was ohne weitläufige Erörterungen nicht angeht, sei nur bemerkt, daß die einzelnen altaischen Zweige fast in allen Punkten, die auf nominalem, verbalem und z. T. auch auf pronomi-

nalem Gebiet ausschlaggebend sind, trotz einer oft erstaunlichen Gleichheit oder Ähnlichkeit der Auffassung und Grundrichtung, und trotz vielfacher Übereinstimmung auch in der Form, ihre eigenen Wege gehen. Geht das doch noch viel weiter, als man z. B. ohne nähere Kenntnis der einzelnen finnischen Sprachen anzunehmen geneigt ist. Selbst auf diesem engeren Gebiet ist die Selbständigkeit der Mitglieder dieser Gruppe eine derartige, daß man sogar von einem finnischen Sprachstamm redet.

Auf alle die hieran sich knüpfenden Fragen, wie die über die angeblichen oder wirklichen Zusammenhänge des gesamten Altaischen oder des finnischen Zweiges mit dem Indogermanischen, kann hier in keiner Weise eingegangen werden; auch nicht auf die Frage, ob man überhaupt einen altaischen oder uralaltaischen Sprachstamm annehmen dürfe, aber diese ganze kleine Arbeit soll diese Frage durch die sprachlichen Tatsachen in unbedingt bejahendem Sinne beantworten; nur darf man die Bezeichnung Sprachstamm nicht in dem engen Sinne fassen, wofür das Indogermanische den Maßstab abgibt.

Es können hier bei dem Reichtum an sprachlichen Typen und den diesen Typen angehörigen Sprachen (im Finnischen allein 13), bei der Sonderentwicklung, die viele dieser Sprachen genommen haben, und den zahllosen Einzelercheinungen fast nur die allen Zweigen und Sprachen gemeinsamen altaischen Grundgesetze kurz behandelt werden. Nur ein Punkt, bei dem sich die tiefe innere und äußere Zusammengehörigkeit aller Zweige und Sprachen unverkennbar zeigt, soll als Probe auf das Exempel eine etwas eingehendere Beleuchtung erfahren.

Zwei Grundgesetze beherrschen die altaischen Sprachen. Dabei ist das zweite von unverhältnismäßig geringerer Bedeutung, in dem Maße, daß man fast behaupten kann, die meisten sprachlichen Erscheinungen bauten sich auf dem ersten auf.

I. Die Sprache kennt ursprünglich nur substantivartige Nomina, von denen das erste immer das Rektum, das zweite das Regens darstellt, falls der Zusammenhang ein solches Verhältnis zuläßt.

II. Falls das nicht der Fall ist, liegt ein prädikatives Verhältnis vor, wobei das vorangehende Nomen Subjekt, das nachfolgende das Prädikat ist.

Auf dem ersten beruht die Flexion der Substantiva und Adjektiva, der Fürwörter und die der eigentlichen Verba. In allen diesen Fällen handelt es sich um eine solche Verbindung zweier Nomina, deren erstes im Verhältnis der Abhängigkeit zum zweiten

steht. Auch der Satz oder das Satzwort stellt eine Verbindung eines regierten und eines regierenden Nomens dar [Vater(s) — Kommen = der Vater kommt].

Im einzelnen gestaltet sich die Sache, wie folgt.

Die Verbindung eines abhängigen und eines regierenden Nomens gestaltet sich in erster Linie genetivisch oder genetivartig. Damit hängt die bemerkenswerte Tatsache zusammen, daß selbst das wirkliche Genetivverhältnis in allen altäischen Zweigen ganz gewöhnlich ohne Zuhilfenahme eines Suffixes nur durch die Stellung des Genetivnomens vor dem regierenden Nomen, also rein virtuell, bezeichnet wird oder doch bezeichnet werden kann. So lautet es noch im heutigen Magyarischen meist *az atya* (ohne Genetivsuffix) *háza*, weit seltener *az atyának háza* = dem Vater (sein) Haus. Daneben wird ebenfalls in allen altäischen Zweigen ein mit Suffix versehener Genetiv gebildet, namentlich, wo auf dem Genetivwort besonderer Nachdruck liegt.

Das altäische Adjektiv steht als Attribut immer vor seinem Substantiv, da es genetivartiges Rektum dazu ist. Als solches kann es weder Numerus- noch Kasusflexion annehmen; es kann also keine Kongruenz zwischen Adjektiv und Substantiv stattfinden wie im Indogermanischen, das Adjektiv bleibt unverändert. *a nagy város, városnak, városnál, városok, városoknak, városoknál* = die große Stadt, der, bei der gr. Stadt, die, den, bei den großen Städten<sup>1)</sup> (aus dem Magyarischen). Schwarzer Vogel bedeutete also ursprünglich Vogel *der* Schwärze, und hiervon gibt es noch deutliche Spuren, obgleich eine wirkliche Genetivform hier selten vorkommt.

Dasselbe wie vom Adjektiv gilt vom hinweisenden Fürwort, das noch deutlicher als das Adjektiv genetivartig auftritt. So ist im Japanischen dieser, jener Mensch unverkennbar Mensch des hier, des dort: *ko-no*, *a-no fito*, wobei *ko*, *a* den nahen und den ferneren Ort bezeichnet, und *no* das reine Genetivsuffix ist. Aber auch im Magyarischen, das auffallenderweise *ez* (dieser) und *az* (jener) nach Numerus und Kasus dem zugehörigen Substantiv entsprechend flektiert (*ez a város, ennek a városnak, ezek a városok, ezeknek a városoknak . . .*), tritt daneben ein genetivisches, mithin der gewöhnlichen Numerus- und Kasusflexion entbehrendes *ez*,

1) Wenn einmal, wie im Baltisch-Finnischen oder im Tungusischen, Kongruenz stattfindet, so ist das natürlich kein Beweis gegen die oben angedeutete Auffassung, sondern das zeigt nur, daß, wie so häufig, im Lauf der Entwicklung der Ursprung vergessen worden ist.



az auf, das sich in der Gestalt von *ezen*, *azon* als wirklicher ursprünglicher erstarrter Genetiv mit der im Magyarischen sonst erloschenen Genetivendung *n* entpuppt.

Auch das Grundzahlwort erscheint im ganzen Altaischen als genitivartiges Rektum immer vor dem Regens, dem Ausdruck der gezählten Gegenstände, der nicht pluralisch sich gestaltet, sondern dem Numerus nach indifferent ist, so daß ein magyarisches *tiz ember* = 10 Menschen eigentlich bedeutet Zehnheit(s) oder der Zehnzahl Mensch(en). Japanisches *mutsu-no fana* = 4 Blumen heißt geradezu (mit voller Genetivendung *no*): Blume(n) *der* Vierzahl.

Ein ebensolches genitivartiges Rektum [Vater(s)] stellt auch, da es ursprünglich nur Nomina gibt, das ideelle Subjekt des Satzes dar, während (vgl. oben) das Verbalnomen (das Kommen) das Regens dazu bildet: Vater(s) — Kommen = der V. kommt. Daß die Sprache sich in diesem Falle mit der bloßen Kennzeichnung des Rektum durch seine Stellung vor dem Regens begnügt, ist nur natürlich. Trotzdem macht das Japanische dieses Rektum gern zum vollen Genetiv mit dem Genetivzeichen (*no* und *ga*): *tatsu-no kikitsutsu aramu* = der Storch wird gehört haben, buchstäblich *des* Storches Gehörhaben wird sein, oder noch genauer: *das* Seinwerden (*aramu*) des Gehörhabens (*kikitsutsu*) *des* Storches. *wa-ga si-mijuru* = ich werde gesehen, eigentlich meiner Person (*wa-ga*) Gesehenwerden (*si-mijuru*).

Das ist der Ursprung des sogenannten verbum finitum der 3. Person beim eigentlichen altaischen Zeitwort.<sup>1)</sup> Eine andere

1) In dem hier Ausgeführten ist auch die Erklärung für die Formen der 1. und 2. Person des regelmäßigen Verbs im Altaischen gegeben, so wenig hier das Gesetz der Unterordnung in Betracht zu kommen scheint. Dem Ausdruck Vater(s) — Kommen = der V. kommt entspricht für die 1. und 2. Person ein „meiner (Person) — Kommen, deiner (P.) — Kommen“ = ich komme, du kommst; und diese Wendung findet sich tatsächlich im Japanischen. *wa-ga si-mijuru* = ich werde gesehen, bedeutet meiner Person (*wa-ga* ist ein reiner Suffixgenetiv) — Gesehenwerden. Von solcher Auffassung geht das Altaische überhaupt aus, nur hat es statt des an erster Stelle stehenden wirklichen Genetivs für die vielgebrauchten Formen des verbum finitum eine weniger schwerfällige Bildung, die zudem eine Worteinheit darstellt, eingesetzt, indem es dem Verbalnomen die regelrechten Possessivsuffixe des Substantivs beigibt; es tritt also statt des „meiner Person — Kommen“ das Substantiv „mein Kommen (Kommen mein)“ ein, wobei der Kennlaut *m*, *n*, *f*, . . . als Suffix den vorantretenden Genetiv vertritt.

Hiermit ist die ursprüngliche und meist noch unverkennbare Gestaltung des altaischen eigentlichen verbum finitum gegeben: es ist für die 3. Person ein einfaches [hier und da selbst mit Possessivsuffix (*sein* Kommen) versehens]

viel seltenere Art des altäischen Zeitworts wird später genannt werden. Da also die Form der 3. Person ein reines Nomen ist (das Kommen), so fehlt im Altäischen jede besondere Bezeichnung der 3. Person im stärksten Gegensatz zum Indogermanischen. Wo aber einmal doch eine solche Bezeichnung eintritt, da bestätigt sie gerade die unverfälschte Substantivnatur des Verbalnomens. Entweder nämlich handelt es sich da um ein Vollsubstantiv oder einen regelrechten Plural des Verbalnomens, so daß „die Väter kommen“ durch die Wendung (der) Väter Kommungen oder verschiedene Fälle des Kommens der Väter wiedergegeben wird; oder es nimmt das Verbalnomen als Substantiv die am Substantiv üblichen Possessivsuffixe, so daß der Ausdruck geradezu lautet: Vater(s) Kommen — *sein*, oder für den Plural: (der) Väter Kommen — *ihr* [(der) Väter ihr Kommen, d. h. die Väter kommen].<sup>1)</sup>

Substantiv (das Kommen), für die 1. und 2. Person ein regelmäßig mit Possessivsuffixen ausgestattetes Verbalnomen. Es gilt dies für alle altäischen Zweige, die überhaupt Possessivsuffixe kennen. Es kann nicht stark genug hervorgehoben werden, daß das altäische Verb kein subjektives wie im Indogermanischen ist, sondern ein Ausdruck unpersönlichen, ruhenden Verhaltens. (Von einer daneben hergehenden, weit selteneren und weit weniger entwickelten, wirklich von vornherein subjektiven Art Konjugation wird später die Rede sein.) Es handelt sich hier nur um die eigentliche Grundlage, und diese ist, wie die Sache auch später sich vielleicht entwickelt hat, die possessive. Es soll also keineswegs geleugnet werden, daß auch diese eigentlich possessiven Formen mit dem Erstarken der Funktion in eine nur noch als subjektives Verb empfundene Aussageform ausmünden können und dies auch hier und da wirklich tun. Gewöhnlich tritt dann auch lautliche, wenigstens teilweise Differenzierung der ursprünglich possessiven Form ein, wie z. B. im Baltisch-Finnischen.

1) Über die oft gelegnete oder angezweifelte, von mir immer betonte und in vielen Arbeiten nachgewiesene Possessivform der altäischen Hauptkonjugation (vgl. z. B. bezüglich des Finnischen „Die Zugehörigkeit der finnischen Sprachen zum uralaltäischen Sprachstamm“ I und II) hier einige wenige Andeutungen. Abgesehen vom Finnischen sei besonders aufmerksam gemacht auf das ebenfalls von mir behandelte Samojedische, in dem die Possessivbildungen des verbum finitum, neben denen deutlich geschiedene Formen der prädikativen, subjektiven Konjugation hergehen, reine, voll empfundene Substantiva mit Possessivsuffixen darstellen. Ebenso auf das Tungusische. Hier vergleiche man z. B. die Possessivformen von *haga* = Schale mit dem Präteritum von *ana* (stoßen) *anačā*:

<i>hagau</i> , <i>hagaf</i>	—	<i>anačau</i> , <i>anačaf</i>	<i>hagatin</i>	—	<i>anačātin</i>
<i>hagar</i>		<i>anačār</i>	= meine, deine,		= ich habe, du
<i>hagan</i>		<i>anačān</i>	seine, unsere . . .		hast, wir haben . . .
<i>hagawun</i>		<i>anačāwun</i>	Schale		gestoßen
<i>hagasun</i>		<i>anačāsun</i>			

Es scheinen im Tungusischen außer für die 3. Person Singular und Plural, die oft das suffixlose reine Verbalnomen *anačā* = das Gestoßenhaben, oder im Plural

Die Verbindung eines *nomen rectum* mit seinem *Regens* deutet zunächst nur ganz allgemein ein Verhältnis der Abhängigkeit oder Unterordnung an. Die besondere Art der Beziehung ergibt sich aus dem Sinne. So bedeutet die Verbindung Kind(es) — Lieben, falls Vater das ideelle Subjekt ist, *das Kind* lieben [Vater(s) — Kind(es) — Lieben = der Vater liebt das Kind]. Daher bleibt, wie der Genetiv, so auch der Akkusativ im Altaischen oft ohne Suffix, wenn auch für gewöhnlich das Objektverhältnis durch ein Suffix angedeutet wird. Auch dieser, bald durch ein Suffix bezeichnete, bald suffixlose Akkusativ ist den verschiedenen altaischen Zweigen in einer höchst charakteristischen Weise eigen. Ebenso aber wie das Akkusativverhältnis können auch viele andere Beziehungen, so die des Ortes, der Zeit, der Art und Weise durch die bloße Voranstellung des *nomen rectum* vor das *nomen regens* klar zum Ausdruck kommen ohne Zuhilfenahme von Suffixen. Ein Haus(es) — Heraustreten, Eintreten bezeichnet das Heraustreten *aus* dem Hause, das Eintreten *in* das Haus, ein *Tag — Nacht — Kommen* ist ein Kommen bei Tage — bei Nacht. Dem Sinne wird durch solche Verbindungen genügt, so daß dem Mongolischen die das jeweilige besondere Verhältnis nochmals hervorhebenden Suffixe (*aus, in, nach . . .*) überflüssig, als Redeschmuck erscheinen. Zugleich ist dem Akkusativ, den örtlichen und sonstigen Bestimmungen ihr

daneben auch dessen Pluralform *anačāl* = das mehrfache Gestoßenhaben aufweisen, alle Personalzeichen am Verb possessiven Ursprungs zu sein; auch die neben *wun, sun* vorkommenden Formen der 1. und 2. Person Plural *p, s*, die dann eine starke Verstümmelung erfahren hätten und wohl kaum noch als eigentlich possessiv empfunden würden. Die Art der Anwendung dieser beiden Bildungen neben den anderen in den Sprachproben spricht für possessiven Ursprung; die auf *p* ist ungemein häufig, die auf *s* selten (*bisup, debudup, dörisindip, huklasestirup, turkurup, uladip, ömandip, močorup, čakrup, diknup, zairup, teurup, teudip, oitidip, tuttup, tauladip, nomnaurup, oriñtirup, orindip, madip, hujuudip, boknup, nömkmattup, noadamattup . . .*; noch gegen 30 andere habe ich aufgezichnet, aber wenige auf *s*, wie *odis, inenüs, oriwatis, istes*). Nur die eine Bildung auf *ndi (nni)* für die 2. Person Singular weicht ganz ab von allen übrigen Possessivformen. Sollte das eine subjektive, prädikative Form sein? Ich glaube es nicht, ohne die Gründe in Kürze entwickeln zu können.

Daß die türkischen possessiven Formen des *verbum finitum* nicht nur possessiv sind, sondern sogar noch deutlich so empfunden werden, zeigt Form und Anwendung. So, wenn von *jazağayım* (= *mein Schreibensollen* und *ich soll schreiben*) gebildet wird *jazağayıma* = für mein Schreibensollen = dafür, daß ich schreiben soll.

Es bleibt nur noch das Mongolische, das keine Verbalformen mit Possessivsuffixen bilden kann, weil es keine solchen hat. (Das Burjätische mit seinen ganz späten Neubildungen kommt hier nicht in Betracht.)

Platz vor dem Verbalnomen gegeben, eine strenge Ordnung, die selbst in den fortgeschrittensten altäischen Sprachen noch unverkennbar fortwirkt.

Ein Ausdruck wie Vater(s) — Kommen, das Urbild des altäischen Satzes, ist ein Satzwort. Ein solches Satzwort aber bleibt auch da, wo das Rektum oder das Regens oder auch beide wieder ihrer Art nach irgendwie näher bestimmt werden. Denn dies geschieht wieder in derselben Weise wie bisher durch Nomina im Verhältnis der Unterordnung. So kann ein Regens durch drei, vier und mehr untergeordnete Nebenbestimmungen erläutert, mit diesen ein Ganzes bilden, das dem Rektum gegenübersteht [*Vater(s) — heut — dort — Bäume — Fällen*]. Aber auch das voranstehende Rektum kann seinerseits in ähnlicher Weise näher bestimmt werden [*Haus früh Verlassenhaben(s) Vater*], und so entsteht ein Satzwort, dessen Hauptinhalt durch die Verbindung Vater(s) Holzfällen gegeben ist, und das ohne jede Suffixbildung in voller Klarheit dasselbe besagt wie „*der Vater, der früh das Haus verlassen hat, fällt heut dort Bäume*“. In allen altäischen Zweigen kehren solche Wendungen immer wieder, obgleich meist hier und da Verdeutlichungen durch Suffixe auftreten, die aber nicht unbedingt nötig sind. Zugleich ist hiermit dargetan, weshalb das Altäische keinerlei relative oder konjunktionale Bindung, also keine Nebensätze<sup>1)</sup> kennt, wo irgend die echtaltäische Grundlage festgehalten ist, und in allen altäischen Zweigen, selbst dem finnischen, ist diese Grundlage noch deutlich erkennbar.

Das Urbild des altäischen Satzes, in dem auch alles im Indogermanischen Nebensätzliche durch solche dem Gesetz der Unterordnung unterworfenen oft suffixlose, meist genetivartige Nebenbestimmungen vertreten ist, bietet das Japanische. Ein Beispiel: wa-ga seko-ga ki-seru koromo-no farime otsizu = der Saum des Kleides, das mein Bruder anzieht, geht nicht auf; das heißt genau wiedergegeben: das Nichtaufgehen des Saumes des Angezogenwerdens — Kleides meines Bruders (otsizu = das Nichtaufgehen, farime = des Saumes, ki-seru koromo-no = des Kleides des Angezogenwerdens, seko-ga = des Bruders, wa-ga = meiner Person). Keines der Glieder läßt irgendeine andere Deutung zu. Die Zahl der gleichartigen Fälle im Japanischen ist Legion.

1) Daß altäische Sprachen auch relative und konjunktionale Nebensätze bilden, ist ein später entwickelter Zustand, der fast ohne Ausnahme auf indogermanische Vorbilder zurückgeht.

Aber auch das reiche Gebiet der Kasusbildung und der Postpositionen zeigt überall als Grundlage die Verbindung eines nomen rectum und regens. In der Stadt, bei, aus der Stadt wird ausgedrückt durch die Wendungen Stadt — Ort oder Stadt — Inneres, Stadt — Nähe, Stadt — Entfernung, Trennung. Vielfach ist diese Entstehung noch nachzuweisen, sogar in ganz jungen Neubildungen, die immer wieder den ursprünglichen Stand aufleben lassen, wie magyarisches *nál*, *hoz*, *nek*, *ra*, *kép*, *kor* (Nähe, Annäherung, Richtung, Oberfläche, Bild, Zeit); meist aber sind alle diese eigentlich regierenden Nomina in ihrem Eigenwert nicht mehr erkennbar, sie sind zu Deuteformen und Suffixen geworden, das voranstehende Substantiv verschmilzt mit dem nachfolgenden nunmehrigen Suffix zur Worteinheit, zusammengehalten durch den Akzent und die Gesetze der Vokalharmonie. Dieser bei den Kasusbildungen stark verdunkelte Ursprung ist bei den Postpositionen ganz unverkennbar, da hier das Regens seine Selbständigkeit als Vollwort bewahrt [*Haus(es) — Vorderseite*], oft selbst Kasusform zeigt [*Haus(es) — Vorderseite — an*] und manchmal auch das Possessivsuffix der 3. Person [*Haus(es) — Vorderseite — seiner — an*], während das substantivische Rektum (*Haus*) ganz gewöhnlich reiner, durch Suffix gebildeter Genetiv ist (*des Hauses — Vorderseite — an*, *des Hauses — Vorderseite — seiner — an*).

Ähnlich wie bei den Kasus und Postpositionen ist es bei der Wortbildung. Auch diese baut sich ursprünglich auf dem Gesetze der Unterordnung auf. Häufig ist die Substantivnatur des Ableitungssuffixes noch klar erkennbar, so in Bildungen wie magyarischem *íróda* = Schreibens — Ort. Meist aber ist der Eigenwert des zweiten Bestandteils verdunkelt, und wie bei der Kasusbildung ist dieser als bloßes Deutelement mit dem vorangehenden Rektum zur Worteinheit verschmolzen.<sup>1)</sup>

1) Nur eine Art Suffixe scheint anderer Natur zu sein als die übrigen, das sind die Possessivsuffixe. Ihrer Bedeutung nach (mein, dein, unser, euer) müßte man sie an der ersten Stelle des possessiven Ausdrucks erwarten (mein Vater), und so heißt denn auch wirklich mein Vater ganz gewöhnlich *māniñ aba* (asiatisch-türkisch), man *azam* (samojedisch), in beiden Fällen = meiner Person Vater (mein), das erste Mal mit vollem Suffixgenetiv (*māniñ*), das zweite Mal mit bloßem Stellunggenetiv (*man*). Nun bringt es aber das Wesen der Sache mit sich, daß bei Anwendung von Suffixen tatsächlich, so z. B. in der Kasusbildung, das Wichtigste als Rektum voransteht (Stadt), der weniger wichtige Teil als Regens folgt (Nähe, Inneres); ähnlich liegt es beim *verbum finitum* [*Vater(s) — Kommen*], oder bei den Verbalmodifikationen [*Bewegen(s) — Möglichkeit, Veranlassen*] und besonders bei der Bildung der Nomina (*író* = *Schreib-er*, *írás*

Hierher gehört eine eigenartige Erscheinung, die dem altäischen Verb aller Zweige und auch aller einzelnen Sprachen sein besonderes Gepräge gibt. Überall nämlich werden dem altäischen Verbalnomen modifizierende Elemente beigegeben, die es seiner Art nach näher bestimmen; und die Fülle dieser Elemente ist so groß, daß oft an einem und demselben Verbalkörper eine Menge von Beziehungen klar zum Ausdruck kommen, die in den indogermanischen Sprachen nur durch mannigfache Umschreibungen und oft durch ganze verwickelte Satzbildungen angedeutet werden können. So bedeutet magyarisches *moz — og — tat — gat — hat* vom Stamm *moz* = bewegen „imstande sein, zu veranlassen, daß etwas sich fortwährend bewegt“.<sup>1)</sup> Solche Beziehungen sind das Frequentative, Inkohative, Durative, Deminutive, Intensive, Augmentative, Reflexive, Passive, Reziproke, Faktitive . . . Auch hier sind die dem Verbalnomen angefügten Modifikationen ursprüngliche Nomina, und die sich ergebenden Verbindungen folgen in allen altäischen Zweigen mit großer Gleichmäßigkeit und Regelmäßigkeit dem Gesetz der Unterordnung; mit einer Gleichmäßigkeit, die alle altäischen Zweige als durchaus einheitlich erscheinen läßt. So bedeutet magyarisches *hat* Möglichkeit, Macht, Können. Dieses *hat* muß immer als Regens am Ende eines solchen mit Modifikationszeichen versehenen Verbalausdrucks stehen, weil es erst die Grundlage gibt, auf der der Ausdruck der einfachen oder modifizierten Handlung sich aufbauen muß. *ad* (magyarisch) heißt geben, *ad-hat* = Geben(s) — Möglichkeit, geben können; *ad-tat* = geben lassen, machen; auch hier muß *hat* den Schluß bilden (*ad-tat-hat* = geben lassen können); denn, ob es geben oder geben lassen heißt, oder noch andere Modifikationen des Gebens vorliegen, immer ist es eine mehr oder weniger ihrer Art nach näher bestimmte Handlung, deren Ausführbarkeit ganz

= *Schreib-ung*, *irat* = *Schreib-Ergebnis*, Geschriebenes, *iróda* = *Schreib-Ort* . . . So konnte wohl auch beim Possessivverhältnis der Ausdruck des Besessenen als der wichtigere Teil an den Anfang treten, und das, was eigentlich als Rektum die erste Stelle einzunehmen hatte, zum bloßen Deutelement und Suffix herabsinken. Daß aber hier das Prinzip eigentlich durchbrochen und damit eine deutungsbedürftige Form hervorgerufen wurde, zeigt wohl noch die Tatsache, daß in allen Possessivsuffixe bildenden altäischen Zweigen das bloße Possessivsuffix sehr häufig nicht genügt, sondern daneben noch die regelrechte Bildung mit vorangehendem Rektum (*man azam*) eintritt.

1) Die Belege für die einzelnen Erscheinungen werden meist dem Magyarischen entnommen, um zu zeigen, wie treu selbst das vielfach vom Indogermanischen beeinflusste Magyarische die altäischen Züge bewahrt hat.

gleichmäßig durch hat angedeutet wird. Aus demselben Grunde tritt im Türkischen e-me, welches das Nichtkönnen bezeichnet, ebenfalls immer ans Ende. sew — iſ — dir — e-me = nicht imstande sein, zu veranlassen, daß man sich gegenseitig liebt; das bedeutet in genauer Übertragung: das Nichtkönnen (e-me) des Veranlassens (dir) der Gegenseitigkeit (iſ) des Liebens (sew). Es ist alles ganz wie im Magyarischen, wo ad — tat — hat ebenfalls heißt „das Können (hat) des Veranlassens (tat) des Gebens (ad)“. Nach denselben Grundsätzen aber, wie sie hier bei hat, e-me zur Geltung kommen, werden alle anderen Modifikationen behandelt. Ihre besondere Bedeutung weist ihnen ihren ganz bestimmten Platz in dem Komplex an; das geschieht mit einer solchen Strenge, daß man da, wo einmal eine scheinbare Abweichung vorliegt, mit Sicherheit darauf schließen kann, daß in Wirklichkeit eine vielleicht geringfügige Nuance der Bedeutung die scheinbare Abweichung veranlaßt hat. Wenn es z. B. im Magyarischen einmal heißt moz — gat — tat — hat, das andere Mal moz — og — tat — gat — hat, so ist das dadurch zu erklären, daß im ersten Falle die Möglichkeit des Veranlassens der Wiederholung, im zweiten die Möglichkeit der Wiederholung des Veranlassens betont wird. Man kann demnach ohne weiteres die Stelle angeben, wo z. B. im Mongolischen, Samojedischen ein modifizierendes Element von der oder jener Bedeutung am Verbalkörper anzusetzen ist, und das deshalb, weil überall das Grundgesetz von der Unterordnung der Nomina, also das erste altaische Grundgesetz, unabänderlich zur Geltung kommt.

Daß auch diese Ausdrücke für die Verbalmodifikationen vielfach zu bloßen Deutelementen geworden sind, ist nicht zu verwundern und ändert an der Sache nichts; sie dienen der durch sie vertretenen Funktion, selbst wenn sie zu einfachen Kennlauten herabgesunken sind, in derselben Weise, wie wenn sie noch ihren vollen Wert als selbständige Nomina hätten. Ihre eigentliche Nominalbedeutung läßt sich selten so klar nachweisen wie bei dem schon genannten magyarischen hat; aber bei vielen kann man mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit die Urbedeutung feststellen. Ein näheres Eingehen hierauf würde zu weit führen, daher folgen nur wenige Andeutungen. Das altaische häufigste Kausativzeichen darf unbedenklich auf ein Verbalnomen Machen zurückgeführt werden, ebenso eine der wichtigsten altaischen passivartigen Formen (u, w, f, m) auf ein Nomen Werden, Geborenwerden. Ein vielgebrauchtes Zeichen des Momentanen scheint Blicken, Blick,

Augenblick zu bedeuten und auf das altaisch-japanische *mi* (*mu*) zurückzugehen. *mi* ist der regelmäßige Ausdruck für sehen im Japanischen, und im Magyarischen z. B. bedeutet *mi-tat* zeigen; es ist eine reine Faktitivbildung mit *tat* und heißt sehen machen. Dann würde eine Momentanbildung im Sinne von aufschreien mit dem Momentanzeichen *m* bedeuten Schreien(s)—Blick, Augenblick, eine Bildung, wie ganz ähnliche im Japanischen häufig vorkommen. Eine der häufigsten altaischen Dauerformen (*n*) scheint ursprünglich ein Verbalnomen des Seins, Bleibens zu sein, und so eröffnet eine eingehende Prüfung einen Blick in viele, oft unerwartete und überraschende, mehr oder weniger wahrscheinliche Zusammenhänge.

Da auch diese Verbalmodifikationen, die aufs tiefste den altaischen Sprachbau beeinflussen und ihm einen ganz eigenartigen Charakter verleihen, durchaus im Banne des Grundgesetzes der Unterordnung stehen, und da Wortbildung sowie Flexion des Substantivs, Adjektivs und hinweisenden Fürworts, ebenso aber das altaische Verb und in erster Linie der eigentümliche Satzbau oder das Satzwort mit seinem Mangel an allem Nebensätzlichen<sup>1)</sup> mit demselben steht und fällt, so darf fast behauptet werden, daß das Altäische sich auf diesem Grundgesetz aufbaut.

Das zweite Grundgesetz, wonach zwei Nomina, die nebeneinandertreten in der Weise, daß der Zusammenhang die Auffassung einer Unterordnung verbietet, ein prädikatives Verhältnis andeuten<sup>2)</sup>, spielt neben dem ersten eine ganz untergeordnete Rolle. Gleichwohl ist es insofern von großer Bedeutung, als dieses prädikative Verhalten neben dem auf dem Gesetz der Abhängigkeit

1) Es ist schon angedeutet worden, daß relative und konjunktionale Bindung hier und da Nebensätze wie im Indogermanischen möglich macht, was auf indogermanischen Einfluß zurückzuführen ist. Es muß nochmals betont werden, daß das eine dem altaischen Wesen eigentlich fremde, ihm widersprechende Erscheinung ist. Das Mongolische, Tungusische, Türkische und Samojedische kennen Nebensatzbildungen abgesehen von wenigen Spuren oder Ansätzen zu einer solchen Entwicklung nicht. Daß aber die finnischen Sprachen, die Relativa und Konjunktionen haben, also eine unaltäische Richtung damit einschlagen, dies in Anlehnung an das Indogermanische tun, zeigt die Tatsache, daß die vom Indogermanischen weniger beeinflussten finnischen Sprachen Nebensätze kaum aufweisen und ihre Konjunktionen fast alle dem Russischen entlehnt haben.

2) Es gestaltet sich das im ganzen Altäischen in voller Übereinstimmung, wie folgt: Budapest — (a) *főváros* (magyarisch) = Budapest — die Hauptstadt = B. *ist* die Hauptstadt; a *város* — nagy = die Stadt — groß = die Stadt *ist* groß; a *városok* — nagyok = die Städte — große (*nagyok ist* wie *városok* die Pluralform) = die Städte *sind* groß.



[Vater(s) — Kommen] und auf possessiver Grundlage (mein, dein Kommen) ruhenden ursprünglichen und eigentlichen altaischen Verb hier und da zur Bildung einer von vornherein subjektiven Aussageform geführt hat, die dann unter Umständen durch den Gegensatz zum eigentlichen altaischen Verb mit possessiver Grundlage eine folgenschwere und ungemein charakteristische Entwicklung anbahnen kann. Es läßt sich diese Entwicklung aus einem prädikativen Satzgebilde hier und da in ihrem ganzen Gange verfolgen, z. B. im Mordwinischen und in verschiedenen asiatischen Türk Sprachen.

Auszugehen ist hierbei von der prädikativen Verbindung zweier Nomina. Wie es vorher hieß (a) *város — nagy* = die Stadt — groß, (a) *városok — nagyok* = die Städte — große im Sinne von die Stadt *ist*, die Städte *sind* groß, so heißt es in verschiedenen Türk Sprachen *kiži — bän, sän* = Mensch — (bin) — ich, *M. — (bist) — du*. Ebenso mit einem Adjektiv: *tok — pen, sen* = satt — (bin) — ich, *du*. Sogar mit einer bloßen Ortsbestimmung verbindet sich so *män (bän), sän* im prädikativen Sinne von ich *bin*, du *bist*, wir *sind* . . . irgendwo. *ögdä — män, sän* = im Hause — (bin) — ich, i. H. — (bist) du; oder sogar mit einem örtlichen Fürwort: *menda — men, sen* = hier — (bin) ich, h. — (bist) du.<sup>1)</sup> Schließlich treten

1) Wie sehr solche Verbindungen echtaltaischen Geist atmen, kann man daraus ersehen, daß alle hier genannten Arten von Verbindungen oder die meisten im Türkischen, Finnischen, Mongolischen (Burjätischen) und Samojedischen vorkommen. Burjätisch: *kadem — bi (kadembi), kadem — si (kademsi)* = Schwiegervater — (bin) — ich, Schw. — (bist) — du. *tanelbi, tanelsi* = bekannt — (bin) — ich, (bist) — du. *endep* = hier — (bin) — ich. Zugleich ist im letzten Beispiel das persönliche Fürwort *bi* schon zum Suffix geworden, und äußerlich eine Art Verb geworden aus der prädikativen Verbindung der Ortsbestimmung und des Fürworts. Samojedisch: *Jurak — adm* = (ein) Jurake — (bin) — ich; *sawa — dm* = gut — (bin) ich. Am klarsten ist die ganze Entwicklungsreihe vom prädikativen Zusammentreten eines reinen Substantivs und des persönlichen Fürworts bis zum wirklichen subjektiven Tätigkeitsausdruck der intransitiven Verba im Mordwinischen. Nur muß bemerkt werden, daß auch im ersten Falle (reines Substantiv, *nomen agentis* + persönliches Fürwort) schon das persönliche Fürwort äußerlich seine Selbständigkeit eingebüßt hat und Suffix geworden ist. *soldat — (a)n* = Soldat — (bin) — ich; *para — n* = gut — (bin) — ich; *tasa — n* = hier — (bin) — ich. Sogar Wendungen kommen hier vor wie *fkä velennan* = eines (*fkä*) Dorfes — (bin) — ich, d. h. ich bin aus demselben Dorfe. In hohem Grade beachtenswert sind die Pluralformen. Wir sind gut, ihr seid gut = *para — t — ama, para — t — ada*, das bedeutet gute — (sind) — wir, gute — (seid) ihr, d. h. also, es liegt hier eine bloße Zusammenrückung eines vollgebildeten Plurals des Nomens (*jora*t) und des persönlichen Fürworts zur Herstellung eines prädikativen Verhältnisses vor. Schließ-

die persönlichen Fürwörter an Verbalnomina wie *aler*<sup>1)</sup>: *aler* — *men*, *sen* (türk.) = Nehmen, ein Nehmen, im Nehmen — (*bin*) — *ich*, *du*; das aber ist eine von vornherein subjektive, persönliche Verbalform im indogermanischen Sinne wenigstens dem Erfolg nach.

Daß hier überall ein prädikatives Verhältnis vorliegt, ist nach der ganzen Entwicklung, die diese Bildungen genommen haben, nicht zweifelhaft; vgl. die Anmerkung. Auffallen muß dabei, daß überall, auch in der doch sicher prädikativen Verbindung eines wirklichen Vollsubstantivs und *nomen agentis* oder eines Adjektivs mit dem persönlichen Fürwort, die die Grundlage dieses prädikativen und subjektiven Verbs abgibt, die Stellung der beiden Teile der Verbindung die umgekehrte ist von der bei dem rein nominalen prädikativen Verhältnis (*város* — *nagy*). Dem *város nagy* entsprechend wäre zu erwarten *bän* — *kiži* statt *kiži* — *bän*. Nun liegt aber der eigentliche materielle Inhalt der Aussage in *kiži*, das deshalb die erste Stelle erhält, während *bän* mehr zurücktritt und zum bloßen Deuteelement und endlich zum Suffix wird. Zugleich liegt hierin die volle Bestätigung des über die Entstehung der altäischen Possessivsuffixe Ausgeführten. In derselben Weise und aus demselben Grunde trat dort das genetivartige Personalelement gegenüber dem im Substantiv gegebenen Hauptinhalt zurück und wurde ebenfalls Suffix, womit tatsächlich das Prinzip der Abhängigkeit oder Unterordnung durchbrochen war.

Die subjektive Konjugation, die so neben der eigentlichen, der possessiven altäischen Konjugation, sich entwickelte und eine

lich tritt diese rein prädikative Form auch am Verb auf, und zwar in derselben Weise wie am Substantiv und Adjektiv, d. h. überall liegen Analogiebildungen des nominalen prädikativen Verhältnisses, so die Pluralbildungen *ta* — *ma*, *ta* — *da*, *vor*, die wohl angebracht sind, wo es sich um den Plural von persönlichen Substantiven, *nomen agentis* oder persönliche Adjektiva handelt [gute, Väter . . . (sind) wir, (seid) ihr], nicht aber am Verbalsubstantiv, das ein *nomen actionis* darstellt. Je weniger solche Verbalformen angebracht erscheinen, um so mehr weisen sie eben darauf hin, daß hier glatte Entlehnung oder Nachahmung der eigentlich nur für den prädikativen Satz aus zwei kopulativen Nomina passenden Wendungen anzunehmen ist.

1) *aler* ist das reine präsentisch-futurische Verbalsubstantiv das Nehmen; wie hier ist es im Samojedischen, Mordwinischen (und im Grunde auch im Mongolischen). Samojedisch: *mada* = das Schneiden, davon *mada* — *dm* [Schneiden — (ist) — (ein) ich = ich schneide] neben *mada $\alpha$*  = mein Schneiden = ich schneide. Mordwinisch: *soda* = (das) Wissen, davon *soda $\alpha$*  = ich weiß. Mongolisch: *abumui* (= *abun amui*) = das Sein im Nehmen, das Nehmen; *abumui bi* = ich nehme.

gewisse Ausdehnung gewann, trägt in ihrer Entstehung unverkennbar auch den Keim ihrer recht beschränkten Entfaltungsfähigkeit. Es ist, wie das Voranstehende dargetan hat, auszugehen von dem rein nominalen prädikativen Verhältnis, wie es in *kizi — bän, kadem — bi . . .* zum Ausdruck kommt. Hierbei aber handelt es sich um ein bestehendes Verhältnis, weitab von jeder Andeutung eines Tuns, und dieser Zug übt seine Nachwirkungen auch da, wo bei dieser Richtung ein reines subjektives Verb entsteht, also doch eine Art tätigen Verhaltens in Betracht kommt. Dann wirft sich dies Verb auf die Fälle, in denen es sich um keine eigentliche Tätigkeit, sondern um ein ruhendes Verhalten handelt, oder doch um einen weniger ausgeprägten Ausdruck des Handelns; d. h., es ist dies das Gebiet der intransitiven Verba, und die Anwendung entspricht dem in weitem Umfange, wenn auch das nicht überall streng festgehalten wird. So entwickelt sich im Magyarischen und Mordwinischen eine von der possessiven deutlich geschiedene intransitive Konjugation, während das Gebiet der transitiven Verba oder doch das der Transitiva mit bestimmtem Objekt der possessiven Konjugation verbleibt; jedenfalls sind in beiden Sprachen die zwei Konjugationsarten klar geschieden. Darüber später mehr. Im Samojedischen und Türkischen ist zwar die Entstehung der subjektiven Konjugation aus dem rein nominalen prädikativen Verhältnis durchaus klar, aber in keinem dieser beiden Zweige findet eine so strenge Scheidung der intransitiven und der transitiven Konjugation wie im Magyarischen und Mordwinischen statt. Gleichwohl ist aus den mannigfaltigen Erscheinungen auf diesem Gebiet in den einzelnen samojedischen Sprachen, die hier zu erörtern unmöglich ist, klar zu ersehen, daß die eigentliche Domäne des Intransitiven die subjektive und prädikative Konjugation darstellt, die des Transitiven die possessive Hauptkonjugation. Stark verdunkelt erscheint die Scheidung im Türkischen, obgleich gerade hier die Entwicklung der subjektiven Konjugation aus dem nominalen prädikativen Verhältnis besonders deutlich erkennbar ist. Von demselben Verb nämlich werden, gleichviel, ob es transitiv oder intransitiv ist, gewisse Zeitformen der possessiven Konjugation zugewiesen, andere der prädikativen.

Das Verhältnis der prädikativen intransitiven Konjugation zu der possessiven transitiven und zu der daraus erwachsenen Objektkonjugation, und die Entwicklung dieser Objektkonjugation im Samojedischen und Finnischen muß noch etwas genauer geprüft werden.

Es ist zwar die prädikative Konjugation in erster Linie die der intransitiven Verba, aber nicht ausschließlich, im Magyarischen und Mordwinischen. So fällt der prädikativen Konjugation außer dem Gebiet des Intransitiven auch das der transitiven Verba zu, wenn das Objekt ein mehr oder weniger unbestimmtes ist, so daß die possessive Hauptkonjugation nur bei determiniertem Objekt eintritt. Ich sehe einen Menschen heißt *egy embert látok* mit der Form (*látok*) der prädikativen Konjugation, dagegen muß im Sinne von „ich sehe diesen Menschen“ unbedingt das Verb die possessive Form haben: *ezt az embert látom*<sup>1)</sup> (magyar.).

Diese possessive Konjugation oder die Konjugation der transitiven Verba bei determiniertem Objekt aber ist auch die Grundlage der sog. Objektkonjugation, im Magyarischen ebenso wie im Mordwinischen, und desgleichen im Samojedischen, und ihre Entstehung ist im Magyarischen und Samojedischen dieselbe; dabei gibt das Samojedische mit großer Klarheit den Weg an, den diese Entwicklung genommen hat, wie das Folgende zeigen wird. Jurak-samojedisches *madawy* heißt das Geschnittenhaben; tritt daran das Possessivsuffix der 1. Person, so lautet die Form *mada-waew*, und dieses bedeutet ich habe geschnitten (genau = mein Geschnittenhaben). Ist ein Objekt genannt, so heißt es z. B. *haleam madawaew* = ich habe den Fisch geschnitten. *haleam madawaew* aber ist eine prädikative Verbindung und besagt buchstäblich: den Fisch<sup>2)</sup> — (ist) — mein Geschnittenhaben. Diese Fassung scheint etwas seltsam, alle Zweifel aber werden behoben, wenn man die Beispiele mit dualischem oder pluralischem Objekt berücksichtigt; da heißt es z. B.: *tehe hādahajun* = (die?) zwei Renttiere — (sind) — meine zwei Tötungen; eine andere Auffassung ist ausgeschlossen; der Sinn ist: ich tötete (dié?) zwei Renttiere. Ganz entsprechend lautet es mit Pluralobjekt: *ty' hādain* = die Renttiere — (sind) — meine Tötungen = ich tötete die Renttiere.

1) Das gilt als Grundregel für das Magyarische, das aber die prädikative Form auch anwendet, wenn das Objekt durch ein persönliches Fürwort bezeichnet wird, z. B. *engemet látsz*, nicht *látod* = du siehst mich. Auch im Mordwinischen kommt die prädikative Konjugation bei transitiven Verben vor, während die possessive oder Objektkonjugation nur bei transitiven Verben angewendet wird, und die Intransitiva, Reflexiva immer der subjektiven, prädikativen Konjugation folgen.

2) Der Akkusativ *haleam*, wo man eher einen Nominativ [der F. — (ist) — mein Geschnittenhaben] erwarten würde, ist zu erklären durch die in *madawaew* liegende verbale Kraft. Kennt doch das ältere Lateinisch Wendungen wie *urbem captio*.

Wird eine Form wie madawaeu = mein Geschnittenhaben allein ohne Nennung eines Objekts gebraucht, so geschieht das immer mit Beziehung auf ein vorhergenanntes oder aus dem Zusammenhange unfehlbar erkennbares Objekt, und so bedeutet es virtuell ich habe ihn oder sie (*αὐτοῦς*) geschnitten. Hier also liegt eine Art Objektkonjugation vor, ohne daß die Verbalform selbst eine Andeutung eines Objekts enthält. Dem haleam madawaeu entspricht Punkt für Punkt magyarisches az embert látom = ich sehe den Menschen, denn es bedeutet „den Menschen — (ist) — mein Sehen“. Aber auch das einfache látom = ich sehe ihn, sie ist genau dasselbe wie madawaeu. Es ist das Verbalnomen (das Sehen = lát) mit dem regelrechten Possessivsuffix der 1. Person und heißt mein Sehen, d. h. Gegenstand meines Sehens, wie madawaeu bedeutet mein Geschnittenhaben, Gegenstand meines Geschnittenhabens. Auch hier enthält das Verb keinerlei Andeutung des Objekts.

Neben diesen Formen, die nur virtuell als Objektformen anzusehen sind, gibt es aber andere, die das ideelle Objekt durch ein besonderes Zeichen andeuten. Die Auffassung ist wesentlich dieselbe wie vorher. Auch hier handelt es sich um eine prädikative Verbindung wie bei az embert látom, aber das Verbalnomen (lát) ist mit der Bezeichnung des ideellen Objekts und dem Possessivzeichen versehen.<sup>1)</sup> Dann tritt das Objektzeichen zwischen das Verbalnomen und sein Possessivsuffix, und es entsteht eine Verbindung, in der das Objektzeichen genau genommen das Subjekt dieser prädikativen Wendung ist; denn ein lát — *j* — uk = wir sehen ihn (sie) heißt allem Anschein nach Sehen — *er* — unser, d. h. er ist der Gegenstand unseres Sehens. Daß dies die ursprüngliche Auffassung ist, dafür spricht das Wogulische und Mordwinische, in dem solche Objektzeichen wie hier *j*<sup>2)</sup> in größter Regelmäßigkeit und Mannigfaltigkeit zwischen Verbalnomen und Possessivsuffix treten und das ideelle Objekt andeuten.

1) So im Magyarischen bei Formen wie lát — *j* — uk, lát — *já* — tok, im Ostjakischen und besonders ausgeprägt im Wogulischen. Auch im Mordwinischen liegt die Sache im wesentlichen so, nur sind die Formen nicht so durchsichtig, da noch Besonderheiten hinzukommen, die diesen Grundcharakter aber augenscheinlich nur noch stärker hervortreten lassen.

2) Neben diesem *j* (*já*) kommt im Magyarischen nur noch *l* als Objektzeichen der 2. Person vor, wenn ich das ideelle Subjekt ist (*szeret — l — ek* = ich liebe dich). Wider Erwarten steht hier statt des Possessivzeichens (*m*) das Suffix der subjektiven Konjugation (*k*); den Grund dafür vermutungsweise anzugeben würde zu weit führen.

Die letztgenannte Art Objektkonjugation enthält hiernach in einer Verbalform eine Vereinigung einer klaren prädikativen Aussage [Sehen — er — (*ist*) — unser] mit einem possessiven Verbal Ausdruck [Sehen — unser (*ist er*)]; es sind also die beiden dem Altäischen eigenen verbalen Aussageformen in einem Wortgebilde vereinigt. So eigenartig dieses erscheint, gibt es ein treues Bild gerade der charakteristischsten Züge des Altäischen.

Mit dem bisher Ausgeführten sind die Hauptzüge des Altäischen ungefähr angedeutet, die alle auf die beiden Grundgesetze zurückgehen. Noch manche echtaltäische Sonderbildung hätte erwähnt werden können, die in großer Schärfe ebenso die altäische Eigenart wie die tiefgehende Wesensverschiedenheit gegenüber dem Indogermanischen erkennen läßt, aber bei genauerer Prüfung findet man doch überall das Wirken der Grundgesetze. Eine der am sonderbarsten anmutenden Erscheinungen z. B. ist die Bildung der negativen Verba, die ursprünglich wohl dem ganzen altäischen Typus eigen war. Es wird nämlich die Personalbezeichnung mit der Negation wortartig vereint (nicht — ich, nicht — du) und dem Nomen, das die Tätigkeit oder den Zustand bezeichnet, gegenübergestellt. So entsteht ein Ausdruck wie nichtich — Lieben (im Lieben), das aber ist ein einfaches prädikatives Verhältnis. Positiv heißt es, wenn die beiden Glieder auseinandergehalten werden, ich — (bin) — Lieben (im Lieben), und diesem Ausdruck entspricht folgerichtig, da nur zwei Glieder, eines als Subjekt, das andere als Prädikat, einander gegenüberstehen sollen, ein nichtich — Lieben (im Lieben). Ebensowenig widerspricht dem Grundgesetz der Unterordnung oder dem des prädikativen Verhältnisses das altäische Verfahren dort, wo statt eines Nomens mehrere gleichwertige wie Vater (und) Mutter, oder Vater, Mutter, Kinder, Verwandte (und) Freunde . . . vorliegen. Der Zusammenhang zeigt dann, daß Vater, das erste Nomen, nicht wie bei der gewöhnlichen Verbindung zweier Nomina, das Rektum, Mutter das Regens sein kann, sondern daß alle die gleichwertigen Nomina als Einheit aufzufassen sind, die z. B. das Rektum eines nachfolgenden geeigneten Nomens wie in Begleitung bildet, so daß unmißverständlich sich der Sinn ergibt: in Begleitung des Vaters sowie der Mutter, der Kinder . . .; oder daß im prädikativen Verhältnis Vater, Mutter . . . das Subjekt eines nachfolgenden Prädikats wie (sie) sind gekommen bilden. Für gewöhnlich wird diese Einheit äußerlich dadurch kenntlich gemacht, daß nur das letzte Glied ein allen Gliedern zukommendes Suffix erhält.

Das Nachfolgende soll in Kürze andeuten, wie auf der gegebenen Grundlage die Haupterscheinungen des Nomens, persönlichen Fürworts und Zeitworts sich im einzelnen gestalten. Auch nur annähernde Vollständigkeit ist ausgeschlossen.

Einen Plural des Substantivs, der überall oder auch nur gewöhnlich da angewendet würde, wo es sich um mehrere Wesen oder Gegenstände im Gegensatz zu der Einzahl handelt, gibt es im Altaischen durchaus nicht. Wenn einzelne altaische Sprachen sich in dieser Beziehung den indogermanischen angenähert haben, so ist das eben eine dem Altaischen ursprünglich fremde Erscheinung; aber selbst in Sprachen wie dem Magyarischen bricht die alte altaische Richtung, die in zahllosen Fällen nur den Singular oder, besser gesagt, den indifferenten Numerus kennt, wo der Plural zu erwarten wäre, immer wieder durch; ja, es gibt im Magyarischen Fälle, wo die Anwendung der Pluralform eine ganz andere Bedeutung hat als die bloße Vervielfältigung des durch den Singular Bezeichneten. So heißt ich esse Weintrauben nur *szőlöt eszek*, der Plural von *szőlöt* würde bedeuten verschiedene Arten von Trauben. Aber auch, wo kein so offenkundiger Unterschied besteht, hat doch dort, wo man Singular- wie Pluralform gebrauchen kann, letztere den Charakter größerer Bestimmtheit, und darin kennzeichnet sich das Wesen des altaischen Plurals, der ursprünglich augenscheinlich nur die Form der determinierten Vielheit ist (die, d. h. ganz bestimmte Pferde, von denen die Rede schon war oder ist). Und dieser bestimmte Plural hat denn auch als der eigentliche altaische Plural augenscheinlich im ganzen Altaischen<sup>1)</sup> dieselbe Form, vgl. finnisch (außer dem Magyarischen und Lappischen) *t*, samojedisch *t*, tungusisch *l* (= *t*), mongolisch *t* (*nut*). Daneben finden sich hier und da noch andere Formen, die ebenfalls den Charakter der Bestimmtheit zu tragen scheinen, wie mongolisches *nar*, welches mit einem im Finnischen ungemein viel gebrauchten ausgeprägt pluralischen Pronominalement *na* = die, diese gebildet sein dürfte. Auch ein im Finnischen und Samojedischen der Pluralbezeichnung dienendes *i* trägt diesen Charakter der Bestimmtheit. Diese wenigen Andeutungen auf einem Gebiete, das noch viele Erscheinungen aufzuweisen hat, die das hier Angeführte zu bestätigen geeignet sind, müssen genügen, da eine nähere Prüfung eingehende Erörterungen nötig machen würde.

1) Außer im Türkischen.

Die Flexion der Nomina bietet viele Eigentümlichkeiten, die den grellen Kontrast zwischen Altaisch und Indogermanisch zeigen. Am auffallendsten ist die Tatsache, daß gerade die grammatischen Kasus, die eigentlichen Satzhalter, die im Indogermanischen eine so überragende Bedeutung haben und z. B. auch im Semitischen eine hervorragende Rolle spielen, entweder gar keinen Ausdruck finden, wie der Nominativ, oder einen nur beschränkten, jedenfalls aber alle drei ohne jede Bezeichnung bleiben können und sehr häufig wirklich bleiben. Der Grund liegt wieder im Wesen des Altaischen und ist die unmittelbare Folge des Gesetzes der Abhängigkeit, und deshalb tritt diese Erscheinung in allen altaischen Zweigen in gleicher Weise auf.

Einen Nominativ kennt das Altaische, wie oben bemerkt wurde, überhaupt nicht. Entweder ist der Ausdruck des ideellen Subjekts das Rektum des nachfolgenden Regens [Vater(s) — Kommen], also genetivartig oder gar wirklicher, durch Suffix bezeichneter Genetiv; oder er ist im prädikativen Verhältnis durch seine Stellung vor dem Prädikatausdruck so klar als Vertreter des Subjekts gekennzeichnet, daß eine besondere Subjektbezeichnung überflüssig ist. Der Genetiv ist durch die Stellung des Rektum vor dem Regens hinreichend vertreten und nimmt überall daneben oder kann doch daneben, besonders, wo ein gewisser Nachdruck beabsichtigt ist, ein besonderes Zeichen annehmen, das wohl allen altaischen Zweigen gemeinsam ist, wie schon im Vorangehenden erwähnt wurde. Ebenso wurde schon angedeutet, daß auch der Akkusativ<sup>1)</sup> eines besonderen Zeichens nicht benötigt, weil auch das Objekt durch die Stellung vor dem regierenden Verbalnomen als solches gekennzeichnet ist. Überdies ist das, was ideell das Objekt darstellt, der Form nach vielfach eher als Subjekt anzusehen, so daß eigentlich eher ein Nominativ angebracht erscheint als ein Akkusativ, und auch aus diesem Grunde die Akkusativbezeichnung fehlen kann [der oder den Fisch — (ist) — mein Schneiden]. Gleichwohl ist eine solche in den meisten altaischen Sprachen die Regel, auch dort, wo sie eigentlich fehlen dürfte, und auf der anderen Seite weisen selbst die fortgeschrittensten altaischen Sprachen viele Fälle suffixloser Akkusativvertretung auf. Daß im allgemeinen wirkliche Akkusativbezeichnung stattfindet, ist nur natürlich. Es genügt allerdings auch hier die einfache Stellung des Rektum,

1) Es muß hier, um von diesen Verhältnissen im Zusammenhange ein einigermaßen klares Bild zu geben, manches schon Behandelte nochmals aufgenommen werden.



das das Objekt bezeichnet, vor dem Regens, aber diese genetivartige Fassung ist doch etwas matt und zu unbestimmt, um das immerhin besondere und weniger farblose Objektverhältnis als solches herauszuheben; denn die bloße Stellung des Rektum vor dem Regens zeigt doch mehr an, daß ein Abhängigkeitsverhältnis besteht, als, welcher Art dasselbe ist.<sup>1)</sup>

Was die Form der grammatischen Kasus anbelangt, so gibt es zunächst für den Nominativ aus den oben angegebenen Gründen überhaupt keine. Wo der Genetiv nicht unbezeichnet bleibt und nur durch die Stellung angedeutet wird, tritt das schon erwähnte allgemeinaltaische *n, ŋ, un, ni* . . . ein. Dieses Zeichen aber scheint von den gewöhnlichen, unten zu besprechenden altaischen Kasuszeichen sehr verschieden zu sein, nicht wie diese irgendwelchen materiellen Inhalt (Ort, Nähe, Richtung, Entfernung . . .) zu haben, sondern ein ganz unmaterielles Bindezeichen darzustellen, das andeutet, daß eine besonders enge oder ausgeprägte Beziehung von Rektum und Regens vorliegt, d. h., daß es sich um einen wirklichen Vollgenetiv handelt. Die Vermutungen über den Ursprung der ganz verschiedenen Formen, die der altaischen Akkusativbezeichnung dienen, wo dieser Kasus nicht ohne Suffix bleibt, sollen nicht vermehrt werden. Vieles spricht dafür, daß dieser Kasus wie der Nominativ im Altaischen ursprünglich kein Suffix hatte. Ebenso läßt sich mit einiger Sicherheit annehmen, daß der Akkusativ auf *t*, wie er im Magyarischen lautet und im Baltisch-Finnischen hier und da auftritt, vgl. *minut, sinut, meidät, teidät* = mich, dich, uns, euch, ostjakisches *mant* = mich . . ., eigentlich nur ein bestimmter (den, diesen Menschen) Akkusativ war. Beachtenswert ist, daß die meisten finnischen und samojedischen Sprachen und das Tungusische einen Akkusativ auf *m* und daraus entstandenen *n, ma, me, wa, wä* . . . haben, was einer Entlehnung aus dem Indogermanischen ähnlich sieht. Wäre eine solche anzunehmen, so spräche das ebenfalls dafür, daß das Altaische ursprünglich den Akkusativ ohne besondere Bezeichnung gelassen hätte, und die auffallende Tatsache, daß das Mongolische und Türkische wieder eine besondere Akkusativform *ji, i* . . . aufweisen, spricht jedenfalls

1) Es liegt die Sache ganz ähnlich wie bei den Orts-, Zeit- und ähnlichen Bestimmungen. Für das bloße Verständnis genügt, vgl. oben, die Wendung Haus(es) — Heraustreten oder Eintreten in der Bedeutung aus dem Hause heraus, in das Haus eintreten, wie ja auch z. B. im Japanischen Verbindungen wie *kumo kakure* = Wolken — Verborgensein (= in den Wolken) oft genug vorkommen; im allgemeinen aber zieht das Altaische eine speziellere Bezeichnung (aus, in, bei) vor.

nicht dagegen. Doch dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls ergibt sich die Tatsache, daß das Altaische die grammatischen Kasus missen und die dadurch auszudrückenden Beziehungen durch die bloße Stellung nach dem Gesetz der Abhängigkeit andeuten kann, und daß die etwa verwendeten Suffixe nur heraushebenden oder verstärkenden Wert haben.

Dagegen werden alle übrigen Verhältnisse, die Ort, Zeit, Art und Weise bezeichnen, fast immer durch Suffixe materieller Art angedeutet, obgleich nach dem vorher Ausgeführten auch diese Beziehungen durch die Stellung allein ausgedrückt werden können. Aber das geschieht in den heutigen altaischen Sprachen doch nur ausnahmsweise, und das hat seinen sehr natürlichen Grund. Während es sich bei den grammatischen Kasus um abstrakte Beziehungen, wie die des Subjekts, des Objekts und der Zugehörigkeit handelt, also um Beziehungen ohne materiellen Inhalt, liegen bei den anderen Kasus überall greifbare, deutlich ihrer Art nach präzisiertere Verhältnisse, sehr verschieden im einzelnen (in, aus, bei, von, mittels, nach hin, in hinein, für . . .), vor, und es liegt sehr nahe, diese, je nach ihrem besonderen Charakter, klar auseinanderzuhalten. Das geschieht, indem dem näher zu bestimmenden Substantiv Hilfssubstantive, die diesen besonderen Charakter betonen, beigegeben werden. Diese Hilfselemente bilden, wie oben bemerkt wurde, nach dem Gesetz der Unterordnung eigentlich das Regens des vorangehenden Substantivs (Stadt — Nähe, Richtung, Entfernung . . .) und sinken zu Suffixen herab (bei, nach, von), die infolge starker Verstümmelung oft zu bloßen Kennlauten werden. Diesen sieht man ihren Ursprung allerdings nicht mehr an, vielfach aber ist die Urbedeutung durch Vergleichung mit verwandten Formen, in denen diese noch klar erkennbar ist, festzustellen, und in einzelnen Fällen zeigen die Kasussuffixe noch unverkennbar den vollen Eigenwert als Substantiva. Das gilt in erster Linie da, wo nach Verlust der ursprünglichen Suffixe Ersatz geschaffen worden ist, oder wo eine Sprache ganz im alten Sinne zur Bezeichnung oft recht mannigfacher örtlicher und sonstiger Verhältnisse zu Neubildungen greift. In dieser Beziehung ist das Magyarische vorbildlich für das Altaische. Hier treten in weitem Umfange als Kasussuffixe Formen auf, über deren substantivischen Vollwert kein Zweifel sein kann, so *bel(e)* = Inneres, *hoz* = Annäherung, *nek* = Hinneigung, *kép* = Bild und andere ähnliche Formen. Ja, das Magyarische geht noch weiter, indem es wie einfache Kasussuffixe Bildungen verwendet, die selbst schon Vollsubstantiva mit

Kasussuffixen enthalten. So bedeutet *belöl* (alt *bele-wl*) aus dem Innern heraus (Leichenrede *timnucebelewl* = aus dem Gefängnis heraus, buchstäblich Gefängnis — Inneres — aus); *ért* = für ist entstanden aus *ér-ett* = in Erwiderung, als Entgelt. Hierher gehören z. B. *ban* = im Innern, *ról* = von der Oberseite her [*háZRól* = Haus(es) — Oberseite — von her = vom Hause herab], *ként* = im Bilde von = gleichwie.<sup>1)</sup> So durchsichtig sind die Kasusbildungen im Altaischen selten wie hier, immerhin aber kann man bei vielen mit ziemlicher Sicherheit die Urbedeutung der Suffixe erschließen. So wird man, um ein Beispiel zu nehmen, kaum irre gehen, wenn man für die beiden in den finnischen Sprachen so fruchtbaren Elemente *l* und *s* die Grundbedeutung Nähe und Inneres annimmt.

Daß die Sprache wirklich kasusbildende Elemente noch als Vollsubstantiva ansieht und so behandelt, sieht man dann, wenn Possessivsuffixe darantreten. Das Tungusische z. B. bildet einen Prosekutiv auf *duli*, welches etwa durch an der Längsseite hin übersetzt werden kann. *Omolon döränduli-n* (= an den Uferhöhen des *Omolon* entlang) bedeutet buchstäblich: (des) *Omolon* — Uferhöhe(n) — Längsseite — an — ihrer, d. h. *duli* wird als Substantiv mit dem Possessivsuffix der 3. Person = *n* ausgestattet. Ebenso nimmt das einfache *du*, welches den Lokativ und Dativ bildet, und das damit gebildete *dula* dasselbe Possessivsuffix; *du* und *dula* werden also ebenfalls als Substantiva behandelt.

Eine bemerkenswerte Erscheinung im Altaischen, und zwar hauptsächlich im Finnischen, Tungusischen und Samojedischen, bilden die Doppelsuffixe; eine Erscheinung, die nebenbei wieder zeigt, daß man es bei der altaischen Kasusbildung nicht allein mit Vollsubstantiven als Suffixen zu tun hat, sondern daß diese sehr oft selbst schon flektierte Substantiva darstellen, vgl. oben *belöl*, *ból*, *ban*, *ért*... In vielen Fällen nämlich werden dem zu flektierenden Substantiv nicht die einfachen Suffixe der örtlichen Ruhe, der Richtung, Entfernung... beigegeben, sondern diese treten an eine Erweiterung des Substantivs, die Ort, Inneres oder Ähnliches bedeutet und in Verbindung mit dem voranstehenden Substantiv eine Kasusbildung darstellt. Diese ist aber allgemeiner, unbestimmter Art und wird durch das zweite, eigentliche Kasussuffix spezialisiert.

1) Solche Fälle gelten bald als Kasus, bald als Postpositionsbildungen; ein sachlicher Unterschied liegt höchstens darin, daß bei den sogenannten Kasus volle Worteinheit von Substantiv und Bildungselement eintritt, bei den Postpositionen nicht.

Eine solche Erweiterung ist z. B. *ga* im Samojedischen. *ga*, *a*, *e*, *i*, *j* ... ist ein allgemeinaltaisches Element, das Ort, Gegend, Richtung im unbestimmtesten Sinne bedeutet und vorwiegend Allative und Dative bezeichnet, wenn es allein an ein Substantiv antritt. Folgt ihm das spezialisierende Zeichen der örtlichen Ruhe *na*, dann entsteht ein Kasus der ausgeprägten örtlichen Ruhe. *uda* = Hand, *uda* — *ga* = Hand — Ort, *uda* — *ga* — *n(a)* = Hand — Ort — an, *in* = in der Hand. Mit dem Suffix der Trennung *ta*, *t* lautet die Form *uda* — *ha* — *t* = Hand — Ort — von aus, d. h. aus der Hand. Gleicher Art wie samojedisches *ga* sind die finnischen Zeichen für Nähe *l* und für Inneres *s*; mit diesen wird durch Anfügung von *na*, *ta* ein *l* — *na* (*lla*), *l* — *ta* und *s* — *na* (*ssa*), *s* — *ta* gebildet = in der Nähe, aus der Nähe, im Innern, in, aus dem Innern, aus heraus: *talo* — *lla* = bei dem Hause, *talo* — *lta* = vom Hause her, *talo* — *ssa* = im Hause drin, *talo* — *sta* = aus dem Hause heraus (Suomi).<sup>1)</sup> Im Tungusischen wird ganz ähnlich dem unbestimmten *du* = Ort (*baigal* — *du* = Meer — Ort, im Meere) das die Nähe bezeichnende *la* und das prosekutivische *li* = in der Nähe hin beigegeben: *daletan* — *du* — *la* = in der Nähe, Gegend (*daletan* + *du* + *la*), *döran* — *du* — *li* — (*n*) = an der Höhe, den Höhen entlang. [Hierbei zeigt außerdem das angefügte Possessivsuffix der 3. Person *n*, daß *du* — *li* als reines Substantiv behandelt wird, wieder ein Beleg dafür, daß die Kasusuffixe eigentlich Substantiva sind, vgl. oben; wie das Tungusische es überhaupt liebt, den Kasussuffixen dieses Possessivsuffix zu geben; so kommt neben *du* auch *du n* vor, ebenso neben *dula* auch *dula n*, neben *duk* auch *duki n*, neben *tiki* (nach hin) auch *tiki tan* = nach ihnen hin (Richtung nach — ihrer).] Hierher gehört außer dem in der Anmerkung erwähnten sehr häufigen *gi* — *t*, das in Adverbien wie *hergit* = von unten eine große Rolle als Ablativform spielt und völlig dem samojedischen *ga* — *t(a)* gleicht, *s* — *ki*, das die Richtung nach etwas hin bezeichnet und völlig wie *ti* — *ki* gebildet ist, nur eben mit *s* an Stelle des *ti*. Ob dieses *s* wie im Finnischen das Zeichen des Innern darstellt, muß dahingestellt bleiben, der Anschein spricht dafür. In allen diesen Formen mit Doppelsuffix erinnert der Grundrichtung und teilweise auch der Form nach das Tungusische stark an das Finnische, dem es

1) Nebenbei sei bemerkt, daß *na* wie *ta* im Finnischen in ganz gleicher Weise und in demselben Sinne wie im Samojedischen gebraucht sind; weiterhin, daß dem samojedischen *ga* — *t(a)* tungusisches ablativisches *gi* — *t* entspricht, und *l* wie *s* auch im Tungusischen Nähe und Inneres (?) bedeuten.

auch in Bezug auf die Fülle der kasusartigen Bildungen gleicht, jedenfalls weit mehr als dem Mongolischen.

Daß das altaische Adjektiv als Attribut eigentlich ein Substantiv ist und das Rektum des nachfolgenden Substantivs darstellt, weshalb es weder Numerus, noch Kasusflexion annimmt, und daß es diesen Charakter fast ausnahmelos bewahrt, ist im Anfange erwähnt worden. Vielfach ist auch sonst noch der ursprüngliche Substantivwert erkennbar, aber es liegt in der Natur der Sache, daß es oft ein wirkliches Adjektiv im indogermanischen Sinne geworden ist; als solches aber kann es, wie im Baltisch-Finnischen und Tungusischen, nach Numerus und Kasus flektiert werden. Aber selbst dann weisen hier und da eigentümliche Erscheinungen, die hier unerörtert bleiben müssen, auf einen früheren Zustand hin; Erscheinungen, die bei einem von vornherein dem indogermanischen gleichen Adjektiv unmöglich sind.

Mit dieser ursprünglichen Substantivnatur steht wohl auch die Tatsache in Verbindung, daß das Altaische eine Komparation am Adjektiv eigentlich durchaus nicht kennt. Die Wege aber, die es einschlägt, um durch Notbehelfe die mangelnde Komparation zu ersetzen, zeigen wieder die tiefe Zusammengehörigkeit der altaischen Zweige. Daß der Komparativ dadurch umschrieben wird, daß der Positiv verbunden wird mit einer Ablativbildung, die die verglichene Person oder Sache bezeichnet (groß von dem Bruder aus = größer als der Bruder), ist eine vielen, sehr verschiedenen Sprachstämmen gemeinsame Erscheinung und darum von keiner besonderen Bedeutung für das Altaische. Ebenso, daß dementsprechend der Ausdruck „groß von den Brüdern aus“ Superlativbedeutung erhält. Ist kein verglichener Gegenstand genannt, so müssen im Altaischen für den Komparativ und teilweise auch für den Superlativ hervorhebende Partikeln aushelfen. Daneben aber wird oft der Superlativ dadurch ersetzt, daß dem Positiv oder auch dem Komparativ, wo einmal ein solcher vorhanden ist, wie im Magyarischen, der Ausdruck von allen aus, neben, gegenüber allen beigegeben werden kann; und diese Wendung ist dem Mongolischen, Tungusischen ebenso eigen wie dem Magyarischen, wo die ältere Sprache zum Komparativ ein *mentöl* oder *mennél* fügt: *mentöl, mennél nagyobb* = von allen aus, neben (oder gegenüber) allen groß.

Nun hat aber auffallenderweise das Türkische doch einen anscheinend wirklichen Komparativ *rak*, und eine Anzahl finnischer Sprachen ebenfalls einen Komparativ *mp*, *bb*, *b*, aber keinen

eigentlichen Superlativ; denn, wo ein solcher vorliegt, da ist das eine deutlich dem Komparativ entsprossene Neubildung oder geradezu ein Komparativ, verstärkt durch eine heraushebende Partikel, vgl. magyarisch Komparativ nagyobb, Superlativ legnagyobb. Bei der Tatsache, daß ebenso im Türkischen wie im Finnischen nur ein Komparativ und kein Superlativ vorhanden ist, ist bei der Deutung dieses Komparativs einzusetzen. Auch er ist augenscheinlich kein wirklicher Komparativ seiner eigentlichen Bedeutung nach, sondern ein Notbehelf, und hier zeigt sich die überraschende Übereinstimmung aller altaischen Zweige. Das Mongolische, Tungusische, Samojedische und Türkische nämlich verwenden als Ersatz des Komparativs mit Vorliebe in großer Fülle Deminutivformen; d. h., statt größer, enger . . . wird gesagt etwas, ein wenig groß, eng; das gewinnt aber, wie ja auch im Deutschen etwas groß ungefähr zu groß oder größer bedeutet, so ziemlich die Bedeutung von größer, enger. Ja, bei Prüfung der hierbei gewählten Formen kann man behaupten, daß, abgesehen von rak und einem noch der Deutung harrenden tungusischen Ansatz zu einem Komparativ (mar, mur, tmar), der in den Sprachproben eine ziemliche Rolle spielt und anscheinend wirkliche adjektivische flektierte Komparative wie maiores, maioribus . . . erzeugt, diese vier Zweige als einigermaßen komparativähnliche Formen überhaupt nur Deminutivbildungen verwenden. Unter diesen zahlreichen Deminutiven lautet eines im Samojedischen arak, und es ist wohl keine zu kühne Kombination, anzunehmen, daß dieses arak dasselbe ist wie türkisches rak. Damit wäre auch der so auffallende türkische Komparativ erledigt, und von den anscheinend wirklichen altaischen Komparativen bleibt außer dem eigentümlichen tungusischen mar nur noch der finnische auf mp, bb, b. Von den verschiedenen samojedischen Deminutivformen an Adjektiven und Adverbien nun tritt besonders häufig eine Bildung auf mboi auf, die genau so gebraucht wird wie die mongolischen, tungusischen und türkischen Deminutivadjektive der genannten Art, und die ganz unzweifelhaft dem etwas vor Adjektiven entspricht; arka — mboi (arkamboi) bedeutet immer etwas groß. Hiermit aber ist Ursprung und Deutung des anscheinend so isoliert dastehenden finnischen Komparativs auf mp, bb, b gegeben. Dieser ist ebenfalls eine Deminutivbildung, denn die volle Übereinstimmung des Grundelements von mboi = mb mit dem finnischen mp, bb ist unverkennbar, und die Urbedeutung im Samojedischen in voller Reinheit erhalten.

Jeder einzelne altaische Zweig hat seinen festen Stamm von Grundzahlwörtern, die mit denen der anderen Zweige anscheinend nichts zu tun haben, dagegen in allen Sprachen desselben Zweiges meist ohne wesentliche Veränderung wiederkehren. Das Verhältnis ist jedenfalls ein ganz anderes als im Indogermanischen, wo bekanntlich alle Zweige in der Bezeichnung sämtlicher Zahlen des Dezimalsystems, mit Ausnahme der aus leicht erklärlichen Gründen verschiedenen Benennung der Eins, einig sind, ebenso wie in der der Hundert. Auch hier zeigt es sich wieder wie auf allen Gebieten, daß die Altaier sich früh getrennt haben. Zusammengegangen sind sie nur in der Zahlenbenennung bis vier<sup>1)</sup>, wobei aber die Eins auch wieder verschiedene Bezeichnungen hat. Daneben freilich finden sich viele Ansätze zu weiterer Gemeinsamkeit über vier hinaus, die deutlich zeigen, daß doch weit nähere Beziehungen zwischen verschiedenen altaischen Zweigen bestehen, als man nach dem äußeren Bilde der Zahlwörterreihe der einzelnen Zweige vermuten kann; eine Tatsache, die auch Ramstedt in seiner ergebnisreichen Abhandlung über die altaischen Zahlwörter gebührend hervorhebt. So war jedenfalls die Zehn als Schlußglied der Dezimalreihe erfaßt und fand ihren Ausdruck, ehe man an die Benennung der Mittelglieder zwischen vier und zehn ging, und es ist kein Zufall, daß in der Bezeichnung der Zehn zwar nicht volle Einigkeit aller altaischen Zweige, wohl aber ziemlich weitgehende Übereinstimmung bei der Wahl gewisser Grundformen wie *mi*, *bi* (*min*, *mis*, *won . . .*) herrscht; auch sonst noch finden sich in mehreren Zweigen die gleichen Grundelemente in der Benennung der Zehn, die nachweisbar z. B. als die Zahl *κατ'εξοχὴν* und als die große Zahl aufgefaßt wurde. Weil aber die Zehn schon ihre Bezeichnung gefunden hatte, die Mittelglieder noch nicht, wurde im ganzen Altaischen zehn zum Ausgangspunkt genommen, und acht, neun als zehn weniger zwei, eins, oder als zwei, eins von zehn bezeichnet.<sup>2)</sup> Auch diese, übrigens in vielen Sprachstämmen vorkommende Erscheinung, weist in ihrer alle altaischen Zweige umfassenden Gleichmäßigkeit deutlich auf deren Zusammengehörigkeit hin.

Von einer Behandlung der hinweisenden, fragenden, unbestimmten Fürwörter wird hier abgesehen, da im allgemeinen, trotz vieler Zusammenhänge zwischen einzelnen Zweigen, wie dem

1) Das hat schon Schott ganz richtig gesehen.

2) Daneben kommt gelegentlich einmal ein Ausdruck vor wie samojedische zehn = neun, oder zwei Vieren = acht [sidendēt (samojedisch)], was nebenbei sehr deutlich an das alte, vorher angedeutete altaische Vierersystem erinnert.

finnischen und samojedischen, die altaischen Zweige ihre eigenen Wege gegangen sind. Ebenso wird das dem Altaischen eigentlich ganz fremde Relativ unberücksichtigt gelassen, das nur im Finnischen unter indogermanischem Einfluß teilweise zu voller Entwicklung gelangt ist. Dagegen wird das sehr eigentümlich gestaltete, im ganzen Altaischen überraschend einheitliche persönliche Fürwort am Schluß der Arbeit eine etwas eingehendere Behandlung erfahren; es soll wenigstens auf einem eng begrenzten Gebiete gezeigt werden, wie nahe sich bei genauerer Prüfung auf der einen Seite die altaischen Zweige der inneren und der äußeren Form nach stehen, und wie doch auf der anderen Seite auf derselben Grundlage vielfach Bildungen erwachsen können, die anscheinend ganz neue Bahnen einschlagen. Um dies ausführen zu können, müssen die nun folgenden ergänzenden Bemerkungen zum Verb aus Raummangel aufs äußerste beschränkt werden.

Alles, was über den possessiven und den prädikativen Charakter des altaischen Verbs gesagt worden ist, scheint allein auf das mongolische Zeitwort nicht zu passen; schon deshalb nicht, weil im Mongolischen<sup>1)</sup> die Possessivsuffixe fehlen, auf denen in allen anderen altaischen Zweigen die possessive Konjugation beruht. Trotzdem trägt der Schein, und gerade das Mongolische zeigt die Urform der possessiven Konjugation, wie sie auch in dem schon erwähnten *waga si-mijuru* = meiner Person (*wa-ga* = Genetiv) Gesehenwerden = ich werde gesehen, im Japanischen in voller Klarheit auftritt. Wie es im Altaischen ursprünglich hieß Vater(s) — Kommen, so war für die 1. und 2. Person die regelrechte Fassung: meiner (Person), deiner (P.) — Kommen = ich komme, du kommst; wobei die Personbezeichnung meiner, deiner für gewöhnlich suffixloser Stellungsgenetiv war, oder, wie in *wa-ga si — mijuru*, wirklicher, suffixiver Genetiv. Erst nachdem die Sprache zur Bildung der leichten, deutenden Possessivsuffixe an Stelle der vollen genetivartigen oder genetivischen persönlichen Fürwörter geschritten war, wurden diese auch beim Verb eingesetzt. Das Mongolische also hat die ursprüngliche Fassung bewahrt und setzt die Form des genetivischen Rektum, das hier das persönliche Fürwort ist, vor das als Regens fungierende Verbalnomen, das wie überall im gleichen Falle, ein nomen actionis und nicht agentis ist. So sieht

1) Der burjätische Teil des Mongolischen, der Possessivsuffixe kennt, kommt hier nicht in Betracht, weil diese Possessivsuffixe eine späte Neubildung darstellen, zu einer Zeit entstanden, als das mongolische Verb sich längst in seiner Eigenart entwickelt hatte.



denn ein *bi abumui*=ich nehme allerdings einem aktiven Tätigkeitsausdruck wie eben ich nehme durchaus gleich, ist aber der Entstehung nach ganz verschieden davon.<sup>1)</sup> Denn, abgesehen davon, daß *bi* nach dem ersten altaischen Grundgesetz nur genetivartiges Rektum sein kann, ist gerade eine Form wie *abumui* ein so ausgeprägt nichtaktives *nomen actionis* des unpersönlich ruhenden Verhaltens, wie sie selten vorkommen. *abumui* steht statt *abun amui*; *abun* ist ein Gerundium = im Nehmen, *amui* bedeutet das Sein, aber nicht im gewöhnlichen Sinne der gleichbedeutenden Verbalsubstantive [Kommen, (das) Kommen], sondern es ist durch *i* ausdrücklich als *das* Sein gekennzeichnet. *abumui* also = *das* Sein im Nehmen; *bi abumui* = *das* Sein im Nehmen von mir, meiner Person, d. h. ich nehme. Dementsprechend bedeutet der Vater kommt ganz regelrecht, wie gewöhnlich, nur noch etwas bestimmter ausgedrückt, *das* Sein im Kommen des Vaters, seitens des Vaters, wobei Vater(s) das genetivartige Rektum darstellt, während es sonst nur heißt Vater(s) — Kommen. Das Mongolische aber bringt denselben Sinn noch deutlicher oder noch krasser zum Ausdruck, wenn es an Stelle des ideellen, nur durch die Stellung angedeuteten suffixlosen Genetivs die reine Instrumentalform anwendet, die *ber* lautet. Dann heißt es *das* Sein im Nehmen durch den Vater = der Vater nimmt. Eine klarere und materiellere Ausprägung der altaischen Auffassung und eine stärkere Hervorhebung des Nichtsubjektiven beim Tätigkeitsausdruck ist kaum möglich. Weil man diese Auffassung nicht erfaßt hatte, meinte man, dieses *ber* habe hier einen anderen Sinn als den des Instrumentals.<sup>2)</sup> So wurde schließlich *ber* als Subjektzeichen, der Kasus als wirklicher Nominativ oder Subjektkasus angesehen, und *ber* auch in Fällen gebraucht, in denen allerdings instrumentale Fassung nicht angebracht ist.

1) Ob es heut als subjektives Verb gleich unserem ich nehme mehr oder weniger klar empfunden wird, tut nichts zur Sache, hier handelt es sich um die Urauffassung und Genesis der Form.

2) Ein solcher Instrumental, wodurch eine Art scheinbaren Passivs hervorgerufen wird, wo ein Ausdruck des Handelns erwartet wird, findet sich in vielen, sonst ganz verschiedenen Sprachstämmen; im weitesten Umfange in den kaukasischen Sprachen, wo er in vielen Sprachen durchaus das Regelmäßige ist. Ebenso im Tibetischen, wo immer gesagt werden muß durch mich dein Schlagen (oder besser deine Schlagung), oder durch mich dir Schlagen = ich schlage dich; und ähnlich in anderen Sprachkreisen, z. B. australischen. Besonders sei erinnert an das Baskische mit seinem angeblichen Subjektkasus, der ein Instrumental ist. Diese wenigen Andeutungen auf einem weiten, reich und recht verschieden im einzelnen ausgebauten Gebiet mögen genügen.

Aber auch die prädikative Konjugation ist dem Mongolischen eigen, und zwar in der reinsten Gestalt, die das Altaische bietet, nämlich so, daß die beiden Glieder noch als selbständige Worte auseinandergehalten werden; man sagt also neben *bi abumui* auch *abumui bi*, was vollständig den vorher behandelten türkischen, samojedischen und finnischen wirklich subjektiven Verbalformen wie *aler — men*, *mada — dm*, *látoč* entspricht, nur daß eben im Mongolischen *bi*, *si*, *bide* . . . seine Selbständigkeit bewahrt hat und nicht zum Suffix geworden ist; so bedeutet *abumui bi* in voller Deutlichkeit: das Sein im Nehmen — (*bin*) — ich, im Nehmen (*bin*) ich, nehmend (*bin*) ich = ich nehme. Daß diese ganze Richtung dem Mongolischen nicht fremd ist, zeigt das Burjätische, wenn es, vgl. oben, Wendungen gebraucht wie *kadem — bi* (*kadembí*), *tanelbi*, *endep*, d. h. also, alle die Vorstufen ebenfalls kennt, die im Altaischen zum subjektiven und prädikativen eigentlichen Verb führen.

Das Ergebnis ist mithin das, daß das Mongolische nicht, wie es, rein äußerlich betrachtet, den Anschein hat, unterschiedslos das volle persönliche Fürwort bald vor, bald hinter das Verbalnomen setzt, sondern daß hiermit ursprünglich die beiden altaischen ganz verschiedenen Konjugationsformen, die possessive und die prädikative, ihren Ausdruck finden. Und damit ist zugleich gesagt, daß das bezüglich seines Verbalausdrucks scheinbar abseits stehende Mongolische in Wirklichkeit die altaische Urauffassung und Urform am reinsten von allen altaischen Zweigen widerspiegelt; denn diese verlangt für die eigentliche, die possessive Konjugation, ein selbständiges persönliches Fürwort (wie hier *bi*, *tsi*, *bide*, *ta*), das genetivartig als Rektum vor das als Regens folgende nomen actionis tritt; ebenso aber verlangt die prädikative, subjektive Konjugation zwei ursprünglich deutlich geschiedene Worte, von denen das erste das Verbalnomen ist, das zweite das volle, selbständige persönliche Fürwort (wie hier *bi*, *tsi* . . .).

Auch sonst tritt das Mongolische mit seinem Verb in keiner Weise aus dem Rahmen des Altaischen heraus; im Gegenteil, überall zeigt sich das normale altaische nomen actionis als Vollsubstantiv, das wie andere Substantiva Kasusflexion annimmt und in echtaltaischer Weise die indogermanischen rein relativen und konjunkionalen Nebensätze vertritt.

Nach dieser kurzen Sonderbehandlung des mongolischen Verbs, die nicht zu umgehen war, ebenso aber bei der Skizzierung des altaischen Verbs im Vorangehenden kaum Platz finden konnte,

ohne diese ungebührlich zu belasten, folgen noch einige Bemerkungen über Erscheinungen, die das geschilderte Wesen des altaischen Verbalausdrucks besonders scharf hervortreten lassen.

Hierher gehören in erster Linie die sogenannten Partizipien des Altaischen. Alles weist darauf hin, daß dieses eigentliche Partizipien gar nicht kennt.<sup>1)</sup> Natürlich hängt das wiederum damit zusammen, daß das Altaische ja ursprünglich nur substantivartige Nomina kennt, wie die ganze bisherige Darstellung gezeigt hat, und wie sich das weiterhin beim persönlichen Fürwort zeigen wird, wo die Wirkungen dieses eigentümlichen Verhaltens die ganze Entwicklung folgeschwer bestimmen.

Die sogenannten Partizipien sind entweder kasusartige Bildungen, meist abgeleitet mit alten, sonst nicht mehr üblichen Suffixen, die in, bei, während, durch und Ähnliches bedeuten (im, beim Kommen, durch das K.), oder es sind unflektierte nomina actionis der Gegenwart, Vollendung, Zukunft, die nur in Verbindung mit einem nachfolgenden substantivischen Regens, wozu sie das Rektum bilden, scheinbar partizipiale Geltung erhalten [Kommen(s) — Mann = kommender Mann].

Im ersten Falle ist von etwas einem wirklichen Partizip Ähnlichen keine Rede, und diese Bildungen werden richtiger Gerundien genannt. Hierher gehören Formen wie die magyarischen mit *va*, *ve* gebildeten (*sirva* = beim, durch Weinen) und sehr viele andere in allen (?) altaischen Zweigen. Diese Entstehung läßt eine Abwandlung nach Numerus und Kasus widersinnig erscheinen, und doch wird sie bisweilen so vergessen, daß z. B. Plurale von solchen Bildungen vorkommen (so im Magyarischen *irvák* = die geschriebenen).

Im zweiten Falle [Kommen(s) — Mensch] ist ebenfalls jede Flexion ausgeschlossen, da es sich ja um klare, wenn auch suffixlose Genetive handelt; also auch hier liegt etwas von dem flektierbaren Partizip des Indogermanischen völlig Verschiedenes vor. Dieser Ursprung und dieses Wesen bedingt eine Verwendung, die ohne Kenntnis dieses Wesens unverständlich bleibt, tatsächlich aber einfach und natürlich ist. Ein japanisches und ein türkisches Beispiel sollen das erläutern. Von japanischem *mi* = sehen wird das nomen actionis der Vollendung oder Vergangenheit *mi* — *si* abgeleitet; *misi* also bedeutet das völlig indifferente, weder

1) Daß hier und da, aber selten genug, in weiterer Entwicklung die eine oder andere altaische Sprache Bildungen erzeugt, die als wirklich partizipial angesprochen werden dürfen, ändert an dem Grundcharakter nichts.

aktive noch passive, Sehen in der Vollendung, etwas ungenau etwa zu bezeichnen durch das Gesehenhaben. *misi fito* bedeutet nach dem Grundgesetz Mensch des Gesehenhabens [Gesehenhaben(s) — Mensch] = ἄνθρωπος ἰδών. Die entsprechende Verbindung von *misi* mit *fana* = Blume bedeutet auch die Blume des Gesehenhabens, da aber die Blume nicht sehen kann, so ergibt sich hier von selbst der Sinn die Blume, die gesehen worden ist, die man gesehen hat, die gesehene Blume. Der hier geschilderte Vorgang ist eine durchaus regelmäßige, in den verschiedensten Verbindungen immer wiederkehrende Erscheinung. In vielen asiatischen Türksprachen bildet *γαν* ein dem *misi* entsprechendes nomen actionis der Vollendung; so heißt *alyan* (von *al* = nehmen) das Nehmen in der Form der Vollendung, das Genommen-, das Gefangenhaben. *alyan kizi* = der Mensch des Gefangenhabens = ἄνθρωπος ἐλών. *algan at* ist das Pferd des Gefangenhabens, das aber ist, da das Pferd nicht fängt, sondern gefangen wird = das gefangene Pferd. Diese Beispiele sind charakteristisch für das Gesamtaltaische, völlig entsprechende konnten anderen altaischen Zweigen entnommen werden, z. B. dem finnischen. Zugleich zeigen sie den weiten Abstand von allem, was das indogermanische Partizip kennzeichnet, es ist das eben eine ganz andere Erscheinung. Das soeben Ausgeführte hat zugleich die Ansicht widerlegt, daß diese altaischen Bildungen bald aktiven, bald passiven Sinn hätten.

Solcherart aber sind die sogenannten altaischen Partizipien überhaupt, und auch hier herrscht eine auffallende Übereinstimmung, die so weit geht, daß selbst eine Sprache wie das doch immerhin vom Indogermanischen vielfach beeinflusste Magyarische den altaischen Charakter hierin unverhüllt widerspiegelt. Bei näherer Prüfung ergibt es sich, daß trotz mancher Ansätze zur Herstellung eigentlicher Partizipien alle hierbei im Magyarischen verwendeten Formen ursprünglich unverfälschte nomina actionis, also Substantiva sind, genau wie *misi* und *alyan*. Da eine systematische Behandlung der altaischen sogenannten Partizipien ausgeschlossen ist, mag in größter Kürze angedeutet werden, wie das Magyarische vorgeht. Selbst das anscheinend reine adjektivische sogenannte Partizip des Präsens auf *ó* ist eigentlich ein nomen actionis, also auch hier bedeutet ein *váró ember* = (der) wartende Mensch buchstäblich Mensch des Wartens; daß *váró* wirklich das Warten heißt, zeigen Fälle wie *váróban vagyok* = ich bin im Warten; noch deutlicher tritt das hervor in einem *menő félben vagyok* = ich bin im Begriff zu gehen, wörtlich: ich bin in der Lage, Hälfte, Seite

des Gehens [menő félben = des Gehens (menő) — Hälfte, Seite auf]. Dasselbe gilt von der Form auf t, dem sogenannten Partizip der Vergangenheit. Daß hier ein nomen actionis der Vollendung wie misi, alyan anzunehmen ist, zeigen die Fälle mit voller Klarheit, in denen es genau wie diese scheinbar bald aktivisch, bald passivisch auftritt. sokat olvasott ember = ein Mensch, der viel gelesen hat, eigentlich viel Gelesenhaben(s) — Mensch, aber az olvasott könyv = das gelesene Buch [Gelesenhaben(s) — Buch] wie misi fana, alyan at. Aber auch sonst noch erscheint dieses nomen actionis ganz regelmäßig als Vollsubstantiv, das auch Kasusflexion und Possessivsuffixe annimmt. Ein bezeichnendes Beispiel dieser Art ist Petőfis bekanntes Wort: koporsóm zártáig boldogtalan leszek = ich werde unglücklich sein, bis sich der Sarg über mir geschlossen haben wird; wörtlich: Sarg(es) — mein(es) — Schließung, Geschlossenein — sein (αὐτοῦ) — bis zu glücklich werde ich sein. Hier also ist zárt = Schließung, Geschlossenein mit Kasus- und Possessivsuffix (ig — áig) versehen und zudem als Vollsubstantiv das Regens des vorangehenden koporsóm (meines Sarges Schließung). Ohne auf die ungemein reiche Verwendung dieses Verbalsubstantivs im genannten Sinne, bei der nichts auch nur irgendwie Partizipähnliches in Betracht kommt, weiter einzugehen, sei nur noch an einige charakteristische Wendungen erinnert wie szegény voltam = meine Armut, genau mein arm Sein (voltam = mein Sein im Sinne der Vollendung, des Gewordenen), léte mkor = zur Zeit, als ich da war [létem = mein da Sein, kor = zur Zeit; létem genetivartig, abhängig von kor = zur Zeit, létemkor also = zur Zeit meines da Seins]. Trotz dieser unverkennbar substantivischen Natur ist doch dieses Nomen angeblich zum wirklichen Partizip geworden, und doch zeigen gerade Fälle wie szerettem barátom = mein geliebter Freund, daß hier keine Spur eines persönlichen Partizips, wie unseres geliebt, vorhanden ist. Nie könnte im Magyarischen ein attributives Adjektiv wie geliebt vor barátom ein Possessivsuffix annehmen; szeret~~t~~ ist wie in allen vorher genannten Beispielen nomen actionis (das Lieben in der Vollendung oder Wirkung), dieses nimmt das Possessivsuffix der 1. Person (mein Lieben oder Liebhaben) und ist das genetivische Rektum des folgenden barátom: meines Liebhabens — Freund — mein.

Auch das dritte und letzte magyarische sogenannte Partizip auf *ndó*, das dem präsentischen auf *ó* entspricht, ist kein eigentliches Partizip. könyvet olvasandó ember = ein Mensch, der ein Buch

lesen soll, will; aber olvasandó könyv = ein B., das gelesen werden soll. Wieder ist olvasandó im ersten Falle scheinbar aktiv, im zweiten passiv, in Wirklichkeit handelt es sich in beiden um ein genitivartiges Lesensollen(s): Mensch des Lesensollens, d. h., M., der 1. soll, aber Buch des L., d. h., das gelesen werden soll.

Noch weniger als diese Vertreter des Partizips der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft können die beiden Formen, welche unverkennbare Gerundia bilden, Anspruch darauf erheben, als Partizipia angesehen zu werden. Die erste ist die mit dem schon erwähnten Suffix *va, ve*, das dem Verbalnomen etwa im prosekutiven Sinne (im, beim Kommen, durch das Kommen) beigegeben wird. Daß hier eine regelrechte Kasusform des *nomen actionis* vorliegt, geht aus der ganzen Anwendung hervor, besonders aber der in der älteren Sprache, in der Wendungen wie bei deinem Kommen (*jövéd*), bei eurem Wissen (*tudvátok*), bei ihrem Eintreten (*bemenvéjek*) ganz regelmäßig vorkommen und nichts Partizipähnliches bieten. Trotzdem werden die so offensichtlich rein substantivisch kasuellen Formen besonders in der neueren Sprache wie flektierbare Adjektiva und Partizipia oft genug angesehen und so behandelt; aber es läßt sich deutlich verfolgen, wie aus einem Ausdruck wie beim Treffen, Zücken mehr oder weniger klar der Sinn je nach dem Zusammenhang bald zu einem treffend, zückend, bald zu getroffen, gezückt neigt, wie vorher bei *misi, alyan* der Sinn scheinbar bald gesehen, genommen habend, bald gesehen, genommen (Passiv) war. Jedenfalls ist in Wendungen wie *meg van írva* = es ist geschrieben, oder noch mehr in solchen wie *ezek a könyvek írvaék* = diese Bücher sind geschrieben, der Ursprung vergessen, und wirklich der Sinn hineingelegt geschrieben (*scriptus, scripti . . .*).

Die letzte magyarische Form, die hier noch in Betracht kommen kann, ist das aus *va* entstandene, durch das *n* der örtlichen Ruhe verstärkte *ván, vén*, das noch weit stärker als *va* einen bloßen begleitenden Nebenumstand zur Haupthandlung angibt mit der Bedeutung indem, während, da etwas geschieht, nachdem etwas geschehen ist. *háza menvén őt láttam* = während ich nach Hause ging (*menvén* = während des Gehens), habe ich ihn gesehen.

Zu ähnlichen Ergebnissen führt die Prüfung der Partizipien in anderen finnischen Sprachen, was hier nur angedeutet werden kann. So ist z. B. das sogenannte Partizip der Vergangenheit im Mordwinischen ein *nomen actionis* der Vollendung wie das des

Magyarischen auf t; es endet auf f und hat wie dieses scheinbar bald aktive, bald passive Bedeutung; und das Partizip der Gegenwart stellt ein Substantiv actionis oder actoris dar. Das wogulische Partizip auf m ist ein unverkennbares nomen actionis, das als solches die regelmäßigen Kasusformen des Substantivs annimmt und ebenfalls bald aktiv, bald passiv zu sein scheint. Besonders klar ist die Verwendung reiner nomina actionis an Stelle von Partizipien im Permischen, dem Syrjänischen und Wotjakischen, und auch das Tscheremissische spricht in dieser Beziehung eine sehr deutliche Sprache; desgleichen das Ostjakische, in dem ebenso das sogenannte präsentische Partizip auf ta wie das der Vollendung auf m als reine nomina actionis auftreten und auch beide wieder bald aktivisch, bald passivisch zu übersetzen sind, vgl. nēŋ vejem chui = Frau Genommenhaben(s) Mann = d. Mann, der eine Frau genommen hat; dagegen ei nura pigettem tābet vōje = einen Riemen — an Befestigthaben(s) sieben Renntiere, d. h., sieben an einem Riemen befestigte Renntiere; ganz wie vorher bei misi und alyan, wie überhaupt das Ostjakische bezüglich der Partizipien, die aus klaren nomina actionis hervorgehen, für die finnischen Sprachen als vorbildlich gelten kann.

Es kann das alles bezüglich der einzelnen finnischen Gruppen und Sprachen nicht näher verfolgt werden, aber es darf wenigstens auf Grund näherer Prüfung die Vermutung, die an Gewißheit grenzt, ausgesprochen werden, daß auch das Finnische, wie die anderen im Folgenden gestreiften altaischen Zweige einschließlich des Japanischen, ursprünglich Partizipien nicht gekannt hat.

Über die anderen altaischen Zweige nur wenige Bemerkungen.

Für das Samojedische gibt Castrén gar keine Partizipien, wohl aber flektierte Nominalformen unter dem Namen von Gerundien, die augenscheinlich die Bedeutung von in, bei, während, durch (das Kommen, Tun) haben. Die Sprachproben zeigen wieder die durch misi, alyan gekennzeichneten nomina actionis als genetivartiges Rektum zum nachfolgenden substantivischen Regens. teamdawy = das Gekaufthaben; tālewy = das Gestohlenhaben; davon (wie vorher misi fana, alyan at) teamdawy ty = Gekaufthaben(s) — Renntier, d. h. in scheinbar passivem Sinne: das R., das man gekauft hat, das gekaufte; aber tālewy nienete = Gestohlenhaben(s) — Mensch, das ist (wie misi fito, alyan kiži) der M., der gestohlen hat, im aktiven Sinne. So im Jurak-Samojedischen. Im Ostjak-Samojedischen heißt apsetebel cuec die nährende Erde, aber ambel ly = der gefressene Knochen, mipel neker = das gegebene Papier,

tuelebel ātām = mein gestohlenes Renntier. Hier liegt augenscheinlich die Gerundialform (le), bele vor, und wieder entscheidet der Sinn, ob die Verbindung sich aktiv oder passiv gestaltet.

Im Mongolischen nennt man eine Form auf ksi, si, ci Partizip des Präsens. Es ist dies aber ein Substantiv actoris (der Geber, Nehmer). Als Partizip der Vollendung, Vergangenheit gilt eine Bildung auf ksan, san, han. Diese aber stellt ein reines Substantiv actionis der Vollendung dar wie türkisches *yan. alahan kuş* (burjätisch) = der Mensch, der getötet hat [Getötethaben(s) — Mensch], aber *alahan sono* = der getötete Wolf [Getötethaben(s) — Wolf]; in beiden Fällen völlig entsprechend dem *alʿan kiži* und *alʿan at*.

Sehr bezeichnend ist die Stellung des Türkischen, das selbst im Osmanischen noch die wahre Natur der als Partizipia geltenden Bildungen klar durchschimmern läßt. Sogar das sogenannte Partizip der Gegenwart auf *n* (sewen = liebend, seweni = den Liebenden) ist ursprünglich kein Partizip, sondern nomen actionis (eigentlich wohl ein Gerundium mit dem *n* der örtlichen Ruhe). Das zeigen Fälle wie *evi böyük olan adamı gördüm* = ich habe den Mann gesehen, dessen Haus groß ist [Haus — sein groß Sein(s) — Mann — den habe ich gesehen]. Noch unverkennbarer ist diese Bedeutung eines nomen actionis bei den sogenannten Partizipien auf *duk, miş, ğek*. *okuduşum kitab* = das Buch, das ich gelesen habe. *okuduşum kitab* heißt nicht mein gelesenes (*okuduşum*) Buch, eine solche Struktur gibt es im Altaischen nicht, sondern *okuduşum kitab* bedeutet immer nur meines Gelesenhaben(s) Buch. Ebenso bedeutet *jazılmamiş mektub* in der Verbindung *üstü jazılmamiş mektub* nicht der nichtgeschriebene Brief, wie man erwarten müßte, wenn *jazılmamiş* ein Partizip wäre, sondern die Wendung besagt in voller Klarheit der Brief des Nichtgeschriebenseins seiner Adresse = der Brief, dessen Adresse nicht geschrieben ist. Dem entspricht es vollständig, wenn „er hat kein Brot zu essen“ ausgedrückt wird durch *jejeğek ekmeji jok dur* = Essen werden(s) — Brot — sein ist nicht vorhanden. Überdies zeigen die Bildungen mit *duk, miş, ğek* mit ihren Possessivsuffixen und Kasusformen unverhüllt ihre Natur als nomina actionis; also alle die zahllosen regelmäßigen Wendungen gehören hierher wie *onuñ hasta oldu* — *undan haberim joşudu* = sein (*onuñ* = eius) krank Sein — sein — von (*oldu* — *undan*) Kunde — meine war nicht = ich hatte keine Nachricht davon, daß er krank war; oder *biz buraja geleğejimizden oraja gide-*



medik<sup>1)</sup> = wir hierher Kommen — sollen — unser — von aus dorthin konnten nicht gehen (= weil wir hierher kommen sollten).

Eine höchst bezeichnende Stellung nimmt, was freilich die Grammatiken nicht ahnen lassen, wohl aber die leider dürftigen Sprachproben von Maydell und Czekanowski, das Tungusische ein. Hier kommen wirklich adjektivische, nach Numerus und Kasus flektierte Partizipia vor; z. B. koeris *ömčau* beju = sahst du den gekommenen Menschen? *ömčal* koeretan = die Gekommenen sahen. Ich habe eine große Anzahl solcher Fälle aufgezeichnet. Ebenso *delŋaŋtiri/bu* bujur**bu** = salientes renos, wobei *delŋaŋtirilbu* das Plural- wie das Akkusativzeichen trägt. Trotzdem muß das als spätere Entwicklung angesehen werden. So ist die Form der Vollendung auf *ča*, die dem *ömčau*, *ömčal* zugrunde liegt, zweifellos eigentlich ein reines nomen agentis (= das Gekommensein), wie ihre ganze sonstige Verwendung zeigt. Aber auch in der partizipartigen Anwendung tritt das unter Umständen klar hervor. Maydell 16, S. 337 heißt die fortgeworfenen Bretter *ulačatan* kalbagdil und nicht, wie man erwartet, *ulačalbu*; das bedeutet aber wirklich, mit rein erhaltenem nomen actionis *ulača*, indem *ulačatan* genitivartiges Rektum zu *kalbagdil* (= die Bretter) darstellt, und *tan* das Possessivsuffix der 3. Person Plural ist: ihres Fortgeworfenhabens Bretter. Ebenso heißt *koendi* deusil *delŋaŋtideutni* (= du siehst die umherspringenden Vögel) in Wirklichkeit: du s. der Vögel (*deusil* genitivartiges Rektum zu *delŋaŋtideutni*) Umherspringen — das — ihres, wobei *u* das Akkusativ- und *tmi* (= *tan*) das Possessivzeichen der 3. Person Plural ist. Ganz ähnlich lautet es Maydell 22, S. 339 *ittüm* bujur *delŋaŋtiriwutan* (= ich sah die Rentiere springen); wörtlich: ich sah der Rentiere Springen — das — ihres, wobei *bujur* wie vorher *deusil* der flexionslose Genetiv zum regierenden *delŋaŋtiriwutan* ist (*wu* = Akkusativzeichen, *tan* = Possessivsuffix der 3. Person Plural).

Wo zusammengesetzte Zeitformen gebildet werden, eine ganz sekundäre Erscheinung, kann man hier und da sehen, wie stark auch in diesen Neubildungen der possessive Charakter des eigentlichen altaischen Verbs fortwirkt. So im Magyarischen und im Tungusischen. Während im deutschen ich hatte *getan*, war *gegangen* . . ., wie überall rein persönliche, subjektive Formen vorliegen, kennt das Magyarische nur unpersönliche Wendungen: es war, wäre, sei . . . z. B. *mein Geben*. So *várom*, *várod*, *várja*, *várjuk*,

1) Die Beispiele sind aus Hortens kleiner türkischen Sprachlehre.

várjátok, várják vala = mein, dein, sein, unser, euer, ihr Erwarten war; ebenso vártam vala = ich hatte erwartet, eigentlich mein Erwartethaben war, oder várám vala, várnám vala, várjam vala = ich habe erwartet, ich würde erwartet haben, ich sollte erwarten; oder mit legyen = es sei: vártam legyen = mein Erwartethaben sei = ich soll erwartet haben; mit volna = es wäre: vártam volna = mein Erwartethaben wäre = ich hätte erwartet. Und in dieser Weise in allen übrigen möglichen Verbindungen. Von dieser possessiven Gestaltung und Auffassung ist jedenfalls auszugehen; wenn dann auch die subjektive, prädikative Konjugation die zusammengesetzten Zeitformen ebenfalls mit vala, volna, legyen bildet, so ist hierin wohl eine Analogiebildung zu sehen. Dem Verfahren des Magyarischen entspricht durchaus das des Tungusischen; nur mit dem kleinen Unterschiede, daß hier die possessiven Verbalformen noch weit klarer als im Magyarischen reine Substantivbildungen mit Possessivsuffixen darstellen. anačā = das Gestoßenhaben. Davon die Verbalformen anačā — u, anačā — s, anačā — n, anačā — wun, anačā — sun, anačā — tin = mein, dein, sein, unser, euer, ihr Gestoßenhaben = ich, du, er, wir . . . haben gestoßen. An diese Formen tritt birkä und bīrān. birkä ist das perfektische Verbalnomen von sein = das Gewesensein. anačā — u birkä also bedeutet, da birkä das nomen regens des nomen rectum anačā — u ist, in voller Klarheit: meines Gestoßenhabens Gewesensein = ich hatte gestoßen. bīrān ist ebenfalls wie birkä, das auch die 3. Person Singular des Perfekts darstellt (das Gewesensein = ist gewesen), die Form der 3. Person Singular des Präsens von sein, mit dem Possessivsuffix der 3. Person. In beiden Fällen also liegt unverkennbar die Auffassung vor, daß mein Gestoßenhaben irgendwie ist oder gewesen ist.

Da diese gedrängte Übersicht den Zweck hat, die allerwesentlichsten Züge des altaischen Typus und die bezeichnendsten Übereinstimmungen der altaischen Zweige anzudeuten, kann das reiche Gebiet der Tempora und Modi nicht behandelt werden. Ein tieferes Eingehen auf beide Erscheinungen ergibt freilich auch hier viele, oft überraschende Gemeinsamkeiten, und besonders unverkennbare tiefe Zusammenhänge zwischen einzelnen altaischen Zweigen, wie dem finnischen und samojedischen, wobei die verwendeten Bildungselemente dieselben oder doch desselben Ursprungs sind und wesentlich denselben Zwecken dienen, was nachdrücklich hervorgehoben wird. Im allgemeinen aber sind die altaischen Zweige hierin ihre eigenen Wege gegangen, das heißt, diese Entwicklung

hat nach der Trennung eingesetzt, und gemeinsam ist nur die nirgends verleugnete Grundlage. Daraus ergibt sich eine unendliche Fülle von Erscheinungen, die hier unmöglich zu verfolgen sind. Wo aber Ursprung und Entwicklung nachweisbar ist, da liegt wieder die gewöhnliche Verbindung zweier Nomina vor, deren erstes als Rektum das nach Tempus oder Modus näher zu bezeichnende Verb ist, während Tempus- oder Modusausdruck das Regens bildet. So bezeichnet Schlagen(s) — Stehen, Bleiben ein dauerndes Schlagen, jetzt Schlagen, und wird zur Präsensform, ein Schlagen(s) — Kommen, Sein (in der Vorstellung der Vollendung) wird zum Geschlagenhaben, ein Schlagen(s) — Fall zum wenn jemand schlägt. Solche Bildungen sind vielfach in voller Klarheit erkennbar, es sind jedenfalls die regelmäßigen, auf denen die ganze Tempus- und Modusgestaltung beruhen dürfte, falls nicht noch ausführlichere, nach denselben Grundsätzen geformte, mehrfach gegliederte Ausdrücke gewählt werden. So bedeutet, vgl. oben, mongolisches abumui (= abun amui) nicht einfach nach altaischer Weise mit dem Rektum Nehmen und dem Regens Sein, Bleiben das Nehmen in der Gegenwart (ich, du, wir . . . nehmen dauernd oder jetzt), sondern es heißt geradezu im Nehmen sein, bleiben, denn abun ist eine volle, flektierte Gerundialbildung = im, während des Nehmens, und abumui = das Sein, Bleiben im Nehmen.

Die Grundlage der altaischen Tempusbildung ist nach den mannigfaltigen Erscheinungen in den verschiedenen Zweigen augenscheinlich folgende. Durch die Verbindung des indifferenten Verbalnomens (Kommen, Geben) mit den Personalzeichen wird ein zeitlich eigentlich ebenso indifferenter Ausdruck hergestellt, der je nach dem Zusammenhang bald referierend eine einmalige Handlung wiedergibt und so die Form der Erzählung bildet (mein Kommen = ich kam), bald, wenn mehr das Beharren dem Sinn entspricht, präsentisch sich gestaltet. Soll aber auf der einen Seite die wirkliche Vergangenheit oder Vollendung klarer zum Ausdruck kommen, auf der anderen das dauernd Präsentische oder das Futurische, dann wird ein eigentliches Präteritum oder auch eine Form der Vollendung, ein Perfekt hergestellt, und ebenso eine Dauerform, die bald mehr präsentisch, bald mehr futurisch sein kann. Innerhalb dieses Rahmens ist Raum für manche weitergehende und genauere Spezialisierung, ja sogar für recht feine Abstufungen. Im einzelnen herrscht auf diesem Gebiet eine derartige Selbständigkeit, daß z. B. das Magyarische mit den ihm am nächsten verwandten Sprachen, dem Wogulischen und Ostjakischen,

keineswegs übereinstimmt, und Ähnliches vielfach auftritt, was alles auch nicht andeutungsweise hier erledigt werden kann.

Auch die hier ebenfalls unberücksichtigt bleibenden Modi haben ihren Ausdruck in den einzelnen Zweigen selbständig gefunden und gehen trotz der fast überall verfolgbaren gleichen oder ganz ähnlichen Grundlage in der Form auseinander, obgleich auch hier gewisse Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen Zweigen unverkennbar sind.

Den Abschluß der Bemerkungen über das altaische Verb mag eine kurze Besprechung einer Erscheinung bilden, die auf der einen Seite das Wesen des altaischen Verbs beleuchtet, auf der anderen die altaische Vertretung alles Nebensätzlichen, das dem Altäischen, wie im ersten Teile angedeutet wurde, ursprünglich durchaus fremd ist.

Das Satzwort wurde dafür verantwortlich gemacht, das nur Nebenbestimmungen, meist nach Numerus und Kasus abgewandelt, kennt, in dem für relative Bindung jeder Art, sei es rein relative, sei es konjunktionale, überhaupt kein Raum ist. Und so ist es im wesentlichen unverändert geblieben im Mongolischen, Türkischen, Tungusischen, Samojedischen und Japanischen, und nur das Finnische ist unter indogermanischem Einfluß zu relativer Bindung übergegangen, zeigt aber in seinen weniger beeinflussten Gliedern ganz unverkennbar die altaische Richtung; und selbst das Baltisch-finnische, das heut über Relative aller Art verfügt, hat daneben eine reiche Fülle der echtaltaischen Nebensatzvertreter in Form von flektierten Verbalsubstantiven sich erhalten.

Eine große Rolle spielt neben den nach Numerus und Kasus abgewandelten und meist mit Possessivsuffixen versehenen Verbalnomina (bei, wegen, nach, trotz, zum Zweck... meines Kommens, Gekommenseins, Kommenwollens, unter gewissen Bedingungen Kommens...) natürlich, wie schon aus dem früher Ausgeführten ersichtlich ist, die Verbindung eines regierenden Substantivs mit seinem Rektum, dem unflektierten genetivischen Verbalnomen, wie oben *misi fito*, *misi fana* = der Mensch, der gesehen hat, die Blume, die gesehen worden ist. Die meisten Nebensätze aller Art aber werden durch Verbalnomina, die nicht nur alle möglichen Kasusformen zeigen, sondern auch mit den verschiedensten Positionen versehen sind, vertreten. Die Übereinstimmung hierin und besonders auch in der Anwendung von Possessivsuffixen ist dabei eine überraschende in allen den Zweigen, die Possessivsuffixe kennen, also dem finnischen, samojedischen, tungusischen, tür-

kischen. Die ganze Richtung gibt dem altaischen Typus sein eigentümliches und durchaus einheitliches Gepräge überall da, wo das überaus reiche Gebiet der Nebensatzvertretung in Betracht kommt; und auch die hierin reiner erhaltenen finnischen Sprachen, wie das Wotjakische, verleugnen diesen Charakter nicht.<sup>1)</sup>

Wenige Beispiele mögen eine Ahnung geben von den Kundgebungen dieser Richtung im einzelnen.

Wotjakisch. Mardan atailles kitin vordiskemze um todiske = wir wissen nicht, wo der Vater M. geboren ist; genau: Vater Mardan-des Wo-Geborensein-seines (αὐτοῦ) kennen wir nicht. Hier geht die Übereinstimmung so weit, daß sogar die doch jedenfalls charakteristische Fassung sein Wo — Geborensein in anderen altaischen Zweigen genau wie im finnischen Wotjakisch vorkommt. ponizi kalik *vunetemles vesaskonez* = sie wählten Leute von aus oder wegen des Nichtvergessens der Gesetze = damit sie die Gesetze nicht vergäßen. šer *lukaskilemzi ponna inmar vožže vajiz* = Gott zürnte (faßte Zorn) wegen ihres sich selten Versammelns = darüber, daß sie sich selten versammelten. saldat mine solen *veramezja — ja* = der Soldat ging dieses (Waldgeistes) Gesagthaben — seinem — nach = d. S. ging, so wie dieser (der W.) gesagt hatte. sudonez *evelen nuem* = infolge des Nichtseins seines Ernährens führte er (ihn) = weil er ihn nicht ernähren konnte. virlen *tirmimteiezli* = des Blutes Nichtausreichen — sein — für, über = darüber, daß das Blut nicht ausreichte. sojoslen *minonjazi vaijizži tsigem* = ihrer (αὐτῶν) Fahren — bei — ihrem brach die Deichsel = während sie fuhren. so šapkaied muzjem vile *vuitsoz kiliz ni kuin-su vjors* = deine Mütze Erde-auf Gelangen-bis ist zurückgeblieben schon 300 Werst = bis deine M. auf die Erde gelangt, ist sie schon 300 W. zurückgeblieben. Mit dem hier Gesagten ist nur eine schwache Andeutung dieses im Wotjakischen reich ausgebauten Gebietes gegeben. Die Übereinstimmung mit den entsprechenden Bildungen ostaltaischer Zweige geht oft bis ins einzelste und beweist, daß auch das Finnische an der ganzen Richtung vollen Anteil hat. Nur noch ein paar Beispiele aus dem Ostjakischen im gleichen Sinne. *mammel jupina chuv usit, van usit* = nach ihrem Fortgegangensein waren sie lange, waren sie kurze Zeit = nachdem sie fortgegangen waren... *nogis taltel sagat navremel tivol* = während

<sup>1)</sup> Hier kann das nur angedeutet werden; ich habe diese Erscheinungen vielfach behandelt, am eingehendsten in „Der uralaltaische Sprachstamm, das Finnische und das Japanische“. Berlin 1909. Ferd. Dümmler.

seines Hinaufziehens heult sein Kind. *mantsenen . . . ai choi juvim tagana* = sie beide gingen jüngere(n) Mann(es) Gekommen-sein(s) — Stelle — an = an die Stelle, wohin der jüngere Mann gekommen war. *tuvim choilal lilli choisat* = Gebrachthaben(s) — Männer — seine (vgl. *misi fana*) ungegessen gingen schlafen = die Männer, die er gebracht hatte. *i choil oses nencho lepti lovat vis* = ein Mann — ihrer (= von ihnen) fand Mensch — Hineinzugehen(s) — Größe (von) — Loch = ein Loch, so groß, daß ein Mensch hineingehen konnte. Nebenbei gibt das letzte Beispiel einen Beleg für das am weitesten durchgeführte Gesetz der Unterordnung ohne Zuhilfenahme von Kasussuffixen, wie man es im allgemeinen nur im Japanischen in diesem Umfange zu finden gewohnt ist.

Die vorstehenden Beispiele sind absichtlich finnischen Sprachen entnommen, von denen vielfach angenommen wird, daß sie die rein relative und die konjunktionale Bindung wie das Indogermanische handhaben, was ein schwer begreiflicher Irrtum ist. Jedenfalls zeigen schon diese wenigen Fälle in voller Klarheit die überall im Altaischen sich geltend machende Auffassung; und das in dem Maße, daß man oft diese Wendungen ohne jede Änderung, durch bloßes Einsetzen der genau entsprechenden Formen anderer altaischer Zweige, in türkische, samojedische, tungusische . . . verwandeln kann. Aber auch andere finnische Sprachen bieten ganz Ähnliches in Fülle, und selbst das Magyarische, das doch voll entwickelte Relativa und ebensolche Konjunktionen kennt, läßt die alte altaische Auffassung und Form oft genug deutlich durchbrechen.

Auf die anderen altaischen Zweige kann wegen Raummangels nicht mehr eingegangen werden, und es bedarf dessen nicht, da das Verfahren, wie oben bemerkt wurde, sich meist vollkommen mit dem finnischen deckt.

Im Vorstehenden konnten nur die Grundgesetze und die hervorstehendsten Grundzüge des Altaischen behandelt werden, und auch diese nur andeutungsweise. Eine wirkliche Übersicht über die Hapterscheinungen würde eine noch weit größere Übereinstimmung aller altaischen Zweige ergeben, als man nach den Angaben hier erwarten darf. So konnte auf das Japanische, das im altaischen Kreise eine eigentümliche Stellung einnimmt, gar nicht eingegangen, kaum hier und da hingedeutet werden, und

doch zeigt dieses früh von den anderen altaischen Sprachen getrennte Idiom alle altaischen grundlegenden Züge in einer Reinheit wie keine andere Sprache dieses Kreises auch nur annähernd; freilich hat es die Weiterentwicklung auf dieser Grundlage nicht mitgemacht, die den übrigen altaischen Zweigen eigen ist, daher sein scheinbar so abweichender Charakter.

Wegen dieser Unzulänglichkeit der kurzen hier gegebenen Skizze soll wenigstens ein Punkt, worin alle altaischen Zweige und Sprachen eine überraschende Übereinstimmung zeigen, die persönlichen Fürwörter, etwas eingehender besprochen werden.

Im schroffen Gegensatz zu anderen Sprachkreisen, wie dem Indogermanischen, den kaukasischen Sprachen, dem Baskischen, werden im ganzen Altaischen die sog. Plurale beider Personen, also das wir, ihr von den Singularformen (für ich, du) abgeleitet. Dabei spielt in allen altaischen Zweigen, außer dem türkischen, der beim persönlichen Fürwort vielfach die alten Formen hat fallen lassen, in großer Übereinstimmung der Vokalwandel eine überraschende Rolle (vgl. finnisch u. a. *mi(n)*, *si(n)* Sing. — *mö*, *tö* Plural, *mon*, *ton* — *min*, *tin* . . ., samojed. *man*, *tan* — *mā*, *tā*, tungus. *mi*, *si* — *mu*, *su* [mü, sü], mongol. *mi*, *tsi* [ti] — *man*, *ta*, *tan*). Auch dieser eigentümliche Vokalwandel, dessen Ursachen oder mutmaßliche Ursachen hier auch nicht gestreift werden können, hebt das hierin, abgesehen vom Türkischen, einheitliche Altaische scharf ab vom Indogermanischen.

Die Grundformen der beiden persönlichen Fürwörter lauten in großer Übereinstimmung in allen altaischen Zweigen mit wechselndem Vokal bald *ma*, *ta* — *mo*, *to* — (*mö*, *tö* o. ä.), bald *mi*, *ti* (*tsi*, *si*); aber auch die vielen einzelnen Sprachen der verschiedenen Zweige, wie die zahlreichen finnischen, lassen diese Grundformen fast ohne jede Ausnahme klar erkennen. (Daneben gibt es für die 2. P. noch eine hier und da auftretende andere Grundform *n*, *ŋ*, *k*, die im Finnischen eine untergeordnete Rolle spielt, eine viel bedeutsamere im Türkischen, hier besonders in dem dem persönlichen Fürwort nahe verwandten Possessivsuffix der 2. P. im Singular wie Plural; auch dem Samojedischen ist diese Bezeichnung der 2. P. nicht fremd und spielt in der Konjugation eine wichtige Rolle; ob das Tungusische Spuren davon erhalten hat, muß dahingestellt bleiben.) Bei den Hauptbildungen (*ma*, *mo*, *mi* . . .) fällt es auf, daß innerlich so weit voneinander entfernte Zweige, wie das Mongolische und ein Teil des Finnischen, die äußerlich ganz gleiche Gestalt *mi(n)*, *tsi(n)*, *si(n)* aufweisen.

So bestechend es nun scheint, hier volle Urform und Urgleichheit anzunehmen, dürfte das doch trügerisch sein; es spricht vielmehr alles dafür, daß ebenso das Mongolische wie das Finnische, jedes von beiden auf seine Weise, zu diesem Endergebnis gelangt sind, und desgleichen das Tungusische, das ebenfalls *mi(n)*, *si(n)* hat, so daß tatsächlich drei Zweige die völlig übereinstimmenden Formen *mi(n)*, *si(n)* kennen. Im Finnischen freilich ist diese Bildung nur dem baltischen Teile und teilweise dem Tscheremissischen eigen, und das letztere scheint im Verein mit anderen finnischen Erscheinungen den Weg anzuzeigen, wie es zu diesem Endergebnis gekommen ist. Die altaische Urform nämlich dürfte, was hier nur angedeutet werden kann, einen dumpfen Vokal gehabt haben. Doch dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls ist es in hohem Grade beachtenswert, daß innerlich und äußerlich so weit voneinander entfernte Zweige hierin so vollständig übereinstimmen.

Die Einheitlichkeit des gesamten Altaischen aber wird in augenfälligster Weise durch eine andere Erscheinung erhöht. Ganz übereinstimmend haben alle altaischen Zweige allein oder neben anderen Bildungen persönliche Fürwörterformen mit auslautendem *n*. So bietet das Finnische z. B. *mon*, *ton* — *min*, *tin* — *min*, *sin*, das Samojedische *man*, *tan*, das Tungusische *min*, *sin*, das Mongolische *min*, *tsin*, *sin*, das Türkische *min*, *sin* — *män*, *sän*. Dazu kommen noch zwei weitere Erscheinungen. Alles weist darauf hin, daß diese *n*-Form eine Weiterbildung darstellt, die die *n*-lose Grundform erfährt, und daß sie ursprünglich (in allen altaischen Zweigen?) dort auftrat, wo das persönliche Fürwort ohne jedes Kasussuffix Genetivwert hatte, und dann in allen Bildungen mit Kasussuffixen. Diese Andeutung muß hier über diese ungemein wichtige Erscheinung genügen, eine umfassende Behandlung der persönlichen Fürwörter wird die Deutung dieses Kardinalpunktes versuchen, und es wird sich die wunderbare Einheitlichkeit der Gesamtauffassung der altaischen persönlichen Fürwörter ergeben sowie die unüberbrückbare Kluft zwischen dem Altaischen und dem Indogermanischen auf diesem Gebiete. Dies die erste der beiden oben angedeuteten Besonderheiten. Die zweite, ebenso beachtenswerte, besteht darin, daß allem Anschein nach die *n*-Form ursprünglich nur den Singularformen zukam und erst später hier und da auch in den Plural eindrang. In dieser Beziehung redet das Finnische eine sehr deutliche Sprache, indem die verschiedenen finnischen Idiome solche plura-



lische *n*-Formen grobenteils völlig ablehnen; ähnlich liegt die Sache im Samojedischen, das offenbar aber die alten Urformen meist fallen gelassen und zu Neubildungen gegriffen hat; wo hier ursprüngliche Formen vorzuliegen scheinen, wie im Ostjak-Samojedischen, zeigen die Plurale im stärksten Gegensatz zu den Singularen überhaupt keine *n*-Bildungen. Ebenso fehlen solche völlig im gesamten Türkischen. Nur das Mongolische und das Tungusische läßt nach der Analogie des Singulars die *n*-Formen auch in den Plural eindringen, doch soll ausdrücklich hervorgehoben werden, daß in beiden Zweigen die Grundformen, wie sie im Nominativ auftreten, jede *n*-Bildung ablehnen (mongolisch *bide*, *ta*, tungusisch *bu* [= *mu*], *su*, daneben für die 1. P. *mut*, *mit*, dem mongolischen *bide* entsprechend). Auch diese Eigentümlichkeit, daß die *n*-Formen vorwiegend oder ausschließlich dem Singular angehören, wird in der Hauptarbeit ihre Deutung finden und zeigen, wie eng alle altaischen Zweige zusammengehören.

Noch auffallender als die Ähnlichkeit oder völlige Übereinstimmung in den singularischen Grundformen ist die in den pluralischen. So weisen die finnischen Sprachen meist *mö*, *tö* — *mü*, *tü* — *me*, *te* — *mi*, *ti* auf, das Tungusische *mu*, *su* (*mü*, *sü*), das Samojedische kennt ebenfalls ein *m̄*, *t̄* — *m̄ē*, *t̄ē*, das Mongolische hat *ma(n)*, *ta*, wobei noch die Frage ist, ob *ma*, *ta* nicht ebenfalls auf ein verdumpftes *mö*, *tö* zurückgeht, mit der Mittelstufe *mo*, *to*. Im Wogulischen nämlich scheint sich der gleiche Vorgang abgespielt zu haben, indem auch hier *ma* (*man*) vorliegt, während das dem Wogulischen nahe verwandte Magyarische früher und mundartlich noch heute *mü*, *tü* aufweist. Auch das Tscheremissische kennt, was hier nicht ausgeführt werden kann, ganz ähnliche Übergänge.

Eine weitere Erscheinung, die dem altaischen persönlichen Fürwort ein charakteristisches Gepräge verleiht und seine eigentümliche Abwandlung erklärt, ist die, daß das Altaische auch hier seiner eingangs erwähnten Eigentümlichkeit treu bleibt, eigentlich nur Nomina zu kennen. Das altaische persönliche Fürwort also ist ein Nomen, und daraus erklären sich ziemlich alle seine besonderen Züge, und es ist so ausgesprochen ein Nomen, daß selbst die offenkundigsten Neubildungen gern die reine Substantivnatur hervorkehren und unter Umständen so verwickelte Substantivformen darstellen, wie sie eben nur einem Typus von der Art des altaischen möglich sind. Ein besonders krasses Beispiel

mag eine Ahnung davon geben. Im Juraksamojedischen ist die Form für das sog. persönliche Fürwort der 3. P. dem bekannten hinweisenden türkischen *bu* (*pu*) entnommen. So klar dieses hier *pu* lautende Wort im Türkischen als hinweisendes Vollwort auftritt gleich dieser, so genügt das dem Samojedischen nicht, es macht daraus ein reines Substantiv im Sinne von Erheit und fügt ihm das Possessivsuffix der 3. P. an: *pu-da*, wörtlich Erheit — seine = er. Doch das geht weiter. Das Juraksamojedische hat das alte Fürwort der 2. P. *tan* verloren und ersetzt es mit Hilfe dieses *puda* (= seine oder die Erheit), indem es diesem das Possessivsuffix der 2. P. gibt: *puda-r*, so daß dieses bedeutet deine Erheit = du. Um davon den Akkusativ zu bilden, gebraucht es ein Substantiv *si*, das etwa die Bedeutung Wesen (Inneres?), Person besitzt, in Verbindung mit einem Possessivsuffix der 2. P. *t*: *siet* = dein Wesen, deine Person, und voran setzt es den oft erwähnten, flexionslosen Stellungsgenitiv *pudar*. So lautet der einfache Akkusativ dich: *pudar siet*, buchstäblich = deiner Erheit Wesen, Person — deine. Sieht man von der in *pudar* allein schon liegenden Kompliziertheit ab, so zeigt im übrigen die Verbindung eine Auffassung und Form, wie sie im Altaischen häufig wiederkehrt.

Besonders deutlich tritt die Substantivnatur hervor in Bildungen wie dem magyarischen *engemet*, *tegedet* = mich, dich. Hier nimmt das Substantiv *eng*, *teg* = Ichheit, Duheit, das Possessivsuffix der 1. und 2. P. = meine Ichheit, deine Duheit, und dies possessivbewehrte Vollsubstantiv erhält das regelmäßige Akkusativzeichen *t* wie jedes andere mit Possessivzeichen versehene Substantiv; *eng* — *em* — *et* (Ichheit — meine — die) = mich entspricht vollkommen einem *atyá* — *m* — *at* (Vater — mein — den) = meinen Vater. So klar ist freilich die Urbedeutung selten nachzuweisen, aber die Abwandlung der persönlichen Fürwörter zeigt doch vielfach deutlich, daß auch sonst das persönliche Fürwort wirklich als Substantiv aufgefaßt wird; so namentlich, wenn, wie das in den meisten finnischen Sprachen regelmäßig geschieht, die Abwandlung sich so vollzieht, daß dem vorantretenden Fürwort in seiner Grundform das kasusbildende Nomen (Nähe, Entfernung, Begleitung, Richtung . . .) als Suffix beitrifft, und dieser Ausdruck das jedesmalige Possessivsuffix erhält. Auch in diesen Fällen handelt es sich um ein Substantiv mit Kasussuffix und Possessivsuffix. Wotjakisches *monestim*, *tonestid* = aus mir, aus dir, buchstäblich der Ichheit oder meiner Person — Entfernung

— mein, deckt sich vollkommen mit einem *murtistim*, *murtistid* = aus meinem, deinem Menschen, buchstäblich (des) Mensch(en)  
 — Entfernung — mein. Die hier in Betracht kommende Auffassung und Form ist die Grundlage für die Abwandlung der persönlichen Fürwörter im Mordwinischen, Tscheremissischen, Wotjakischen, Syrjänischen, Ostjakischen, kommt auch im Wogulischen und im Westfinnischen vor und zeigt sich in vollster Reinheit im Magyarischen. Hier ist nämlich im Altmagyarischen die Zusammenziehung der drei Bestandteile (vgl. oben *mon — est — im*) noch nicht vollzogen und die Urform erhalten, bei der das persönliche Fürwort als selbständiges Substantiv und als Rektum des nachfolgenden Regens, d. h. des Kasusnomens (Entfernung, Nähe, Begleitung . . .) mit seinem Possessivsuffix, vorantritt. Hier also heißt es *én nálam*, *te nálad*, *mü nálunk*, *tü nálatok* . . . = bei mir, dir, uns, euch, in Wirklichkeit der Ichheit — Nähe — mein, der Duheit, Wirheit, Ihrheit — Nähe — dein, unser, euer. Wesentlich dasselbe tut das Samojedische in seinen drei nördlichen Sprachen, aber es begnügt sich nicht mit dem einfachen Personalsubstantiv Ichheit, Duheit, sondern es gibt diesem noch ein erläuterndes Substantiv *nā*, *ne* bei, das wohl die Bedeutung Person oder Anwesenheit o. ä. hat. Das als flexionsloser Genetiv fungierende Personalsubstantiv bleibt wie im Magyarischen selbständiges Wort und tritt als Rektum vor *nā*, *ne*, so daß die Verbindung lautet: *man nā*, *ne* = der Ichheit Person, Anwesenheit o. ä. Alles andere ist wie vorher bei *monestim* oder (*én*) *nálam*, d. h., es folgt das mit dem Possessivsuffix versehene Kasusnomen (Entfernung, Nähe, Begleitung . . . — mein, dein, unser, euer). So heißt im Juraksamojedischen von mir: *man nādan* (der Ichheit — Person, Anwesenheit — Entfernung — mein); bei mir: *man nānan*, wobei *na* = (bei) Nähe; und ähnlich weiter in allen drei nördlichen Sprachen. Ganz wie im Magyarischen heute gewöhnlich geschieht, kann in allen diesen Verbindungen das vorantretende *man* (magyarisch *én*, *te*, *mü*, *tü*) wegfallen, da das nachfolgende Possessivsuffix keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, um welche Person es sich handelt, und dann ergeben sich die Formen *nādan*, *nānan*, *nāunan* . . .; ebenso wie im Magyarischen ohne *én*, *te* . . . gebildet wird *nálam*, *nálad*, *nálunk*, *nálatok* = bei mir, dir, uns, euch, eigentlich = Nähe — mein, dein, unser, euer. Samojedisches *nādan*, *nānan*, *nāunan* unterscheidet sich von *nálam* oder *nekem*, *velem* nur dadurch, daß in den magyarischen Formen natürlich das nur im Samoje-

dischen übliche, eigentlich überflüssige *nā, ne* fehlt. Die hier genannten samojedischen Formen gelten für die örtlichen Kasus. Der einzige anders gebildete Kasus (Nominativ und Genetiv sind ohne Kasuszeichen) ist der sog. Akkusativ; aber gerade er zeigt am klarsten, daß die oben gegebene Deutung richtig ist. Es ist das das eingangs erwähnte (*man siem*), *pudar siet* = mich, dich. Daß dies wirklich bedeutet: der Ichheit — Wesen o. ä. — mein, ist unzweifelhaft, alle Bestandteile sind vollständig klar: *man*, *pudar* ist das genetivische Personalsubstantiv, *si* kann nur etwas wie Wesen, Person (Inneres) bedeuten, *m*, *t* sind Possessivsuffixe. Auch das ist diesen Akkusativen mit den mit *nā, ne* gebildeten örtlichen Kasus gemeinsam, daß das vorangehende *man*, *pudar* fehlen kann, so daß *siem*, *siet* einfach bedeutet: Wesen — mein, Wesen — dein. Überraschenderweise weisen die ugrischen Sprachen im Akkusativ der persönlichen Fürwörter ebenfalls Formen auf, die dem *siem*, *siet* entsprechen. So lautet im Magyarischen der Akkusativ für die 1. u. 2. P., wie oben ausgeführt wurde, *engemet*, *tegedet*. Das Akkusativzeichen *t* ist aber eine spätere Konzession an die stark sich geltend machende Akkusativfunktion, die ein besonderes Akkusativzeichen verlangte, das ursprünglich hier nicht vorhanden war. Es fehlt auch, besonders in älterer Sprache, das Akkusativzeichen oft, und die Formen lauten dann *engem* (eng-em), *teged* (teg-ed), genau entsprechend dem *si-em*, *si-et* des Samojedischen; der einzige Unterschied ist wieder der, daß das Samojedische unter Anwendung des Hilfssubstantivs *si* sagt: mein, dein Wesen, meine ... Person, das Magyarische dagegen: meine Ichheit, deine Duheit. Aber auch das Wogulische und Ostjakische bilden den Akkusativ völlig wie das Magyarische sein *engem*, *teged*; die Form des persönlichen Fürworts nimmt wie das samojedische *si*, das magyarische *eng*, *teg*, ohne jedes Kasuszeichen das Possessivsuffix; und in welchem Maße die zugrunde liegende Auffassung die Sprache beherrscht, ersieht man daraus, daß das nicht nur für mich, dich gilt, sondern auch für uns (ήμᾶς). Die Tatsache, daß im Samojedischen, Magyarischen, Wogulischen und Ostjakischen ganz übereinstimmend der Akkusativ des persönlichen Fürworts als mein, dein Wesen, meine Ichheit, deine Duheit erscheint, ohne jede Kasusflexion, ist jedenfalls kein Zufall. Sie beruht darauf, daß ursprünglich ebenso im samojedischen Zweige wie dem ugrischen Teile des finnischen Zweiges bei der Objektkonjugation, die hier vorliegt, ein Objektkasus gar nicht

in Betracht kommt, sondern eigentlich der Subjektkasus. Ein du liebst mich ist überall hier ursprünglich eine prädikative Verbindung im Sinne von mein Wesen, meine Ichheit (ist) dein Lieben, Gegenstand deines Liebens. Überwog schließlich die mehr und mehr sich geltend machende naturgemäße Funktion eines Objektverhältnisses, so konnte auch eine Akkusativbezeichnung eintreten, wie dies z. B. in *engemet*, *tegedet* erscheint. Im Magyarischen aber ist dieses *engemet* um so mehr angebracht, als das Magyarische gerade bei den Akkusativen der persönlichen Fürwörter in seinem heutigen Zustande nicht die Objektkonjugation anwendet, sondern die ausdrucksvolleren Formen seiner im Laufe der Zeit klar herausgebildeten, neben der Objektkonjugation hergehenden, wirklich in unserem indogermanischen Sinne subjektiven Konjugation (ich liebe, du liebst neben dem alten mein, dein Lieben).

In der hier flüchtig angedeuteten Weise vollzieht sich die Abwandlung im wesentlichen für die samojedischen und die finnischen Sprachen. Manchmal werden diese Wege verlassen, das persönliche Fürwort verleugnet seine Nominalnatur, es entsteht eine wirkliche Bezeichnung ich, du, wir, ihr, und diese nimmt die gewöhnlichen Kasussuffixe. So geschieht es im allgemeinen im baltisch Finnischen; dabei aber tritt die ursprüngliche Richtung doch wieder unverkennbar hervor im Suomi und im Wepsischen, die beide auch die durch die Formen *monestim*, *tonestid* gekennzeichneten Bildungen kennen, so daß auch hier ein *minulleni*, *sinullesi* = mir, dir, eigentlich meiner Ichheit, deiner Duheit und ebenso die anderen Formen mit dem Possessivsuffix vorkommen; im Suomi bezeichnend genug vorwiegend in der älteren Sprache. Auch das verdient Beachtung, daß auch im Finnischen deutliche Spuren der Anwendung eines dem samojedischen Hilfselement *nā*, *ne* und *si* entsprechenden Ausdrucks nicht fehlen, und schließlich mag hervorgehoben werden, daß nur eine einzige finnische Gruppe, die lappische, die Nominalformen mit Possessivsuffixen nicht kennt, oder, wie man ohne weiteres annehmen darf, fallen gelassen hat.

Das Türkische, das auf so vielen Gebieten das Alte aufgegeben hat, hat das auch in allen seinen vielen Sprachen und Mundarten beim persönlichen Fürwort getan; das einzige *bänim* (und das nach Analogie von *bänim* gebildete *bizim*) zeigt eine Spur der Nominalformen mit dem Possessivsuffix. Alle übrigen Formen weisen, abgesehen von den jakutischen, *män*, *min* — *sän*, *sin* —

*biz* (bis), *siz* (sis), auch *bizlär*, *sizlär*, *silär*, *slär* ... im Sinne eines wirklichen ich, du, wir, ihr auf, das die regelmäßigen Kasus-suffixe annimmt. Nur das Jakutische liebt eine Weiterbildung durch *gi*, die die altaische Neigung zur Substantivauffassung und Neusubstantivierung zur Geltung zu bringen scheint, so daß damit eine starke, auch formell scharf ausgeprägte Bezeichnung für Ichheit, Duheit, Wirheit, Ihrheit gegeben wäre, was in der Arbeit über die altaischen persönlichen Fürwörter näher ausgeführt werden wird.

Trotz der fast uneingeschränkten Einheitlichkeit des türkischen persönlichen Fürworts macht dieses durchaus nicht den Eindruck der Ursprünglichkeit, wie oben schon angedeutet wurde; das geht so weit, daß eine der wesentlichsten Formen, die für die 1. P. Plural, glatt dem Mongolischen entlehnt zu sein scheint (*biz*, mongol. *bide*). Danach ist dann auf türkischem Boden die allen anderen altaischen Zweigen unbekannt Form der 2. P. Plural *siz* als reine Analogiebildung entstanden. Ähnliches findet sich nirgends auf dem ganzen Gebiet des Altaischen; auch das Mongolische hat, neben der sonderbar anmutenden Sonderbildung für die 1. P. Plural *bide*, zur Bezeichnung der 2. P. Plural die Form *ta*, die mit ihrem Vokalwandel gegenüber dem *ti* (tsi) des Singulars sich durchaus in die allgemeinaltaische Richtung einfügt.

Auch das Tungusische hat in den obliquen Kasus einfaches *min*, *sin*, dem die gewöhnlichen Kasussuffixe beigegeben werden, im Plural ebenso *mun*, *sun* (mün, sün), im übrigen aber hat es die altaischen Eigentümlichkeiten weit klarer festgehalten als das Türkische. So hat es im Singular wie im Plural die *n*-lose Form für den Nominativ beibehalten, die als die Grundform angesehen werden muß; alle übrigen Kasus dagegen zeigen die *n*-Form, worin es, wenigstens für den Singular, die dem Altaischen eigene Richtung von allen altaischen Zweigen am unverhülltesten widerspiegelt. Der Singular hat also für den Nominativ *bi* (= mi), *si*, für alle anderen Kasus *min*, *sin*; der Plural mit regelrechtem Vokalwandel für den Nominativ *bu* (= mu), *su* (bü, sü), für die übrigen Kasus *mun*, *sun* (mün, sün). Wenn ich als eigentliche Form der Plurale *mü* (mö) — *sü* (sö) annehme, das völlig finnischem *mü*, *mö* — *tü*, *tö* entspricht, so stütze ich mich zunächst auf Castrén, der ausdrücklich überall nicht *u*, sondern *u*, den dem harten, dumpfen *u* entsprechenden weichen, hellen setzt: *bu*, *muŋi* ... — *su*, *suŋi* ... Dann aber spricht dafür deutlich die auffallende Mandschuform für wir, die *be*, *meŋi*, *mende* ... lautet. Hier tritt

also an Stelle des tungusischen *u* ein *e* ein, d. h. es ist eben das *u* kein reines, sondern ein etwas verdumpftes *ü* oder *ö*, das in *e* übergeht, eine Erscheinung, die auch im Finnischen beim persönlichen Fürwort in ähnlicher Weise oft wiederkehrt.

Wenn das Tungusische auch in allen obliquen Kasus des Plurals die *n*-Form hat, so stimmt das mit dem Verfahren der meisten finnischen Sprachen und dem Samojedischen nicht sehr überein; doch sei bemerkt, daß ein gleiches Verfahren doch auch im Finnischen vorkommt, so beim Mordwinischen, wo alle Pluralformen von *min* — *tin* gebildet werden. Da zudem dieses *min* — *tin* offenbar zu *mün* — *tün* hinneigt, ebenso wie das magyrische *mi*, *min* — *ti*, *tin* zu *mü*, *tü* hinneigt, so sind doch die mordwinischen Formen *min* — *tin* (*mün* — *tün*) den tungusischen *mun* — *sun* (*mün* — *sün*) auffallend ähnlich.

Während diese Formen als für das Altaische vorbildlich gelten können, zeigt auffallenderweise das Tungusische beim persönlichen Fürwort im eigentlichen Sinne keine Spur mehr von dessen ursprünglicher Substantivnatur, die im Finnischen, Samojedischen so klar zutage tritt und augenscheinlich auch das Mongolische beherrscht; es sieht also wie das Türkische überall reine Fürwörter. Daß das aber eine spätere Entwicklung bedeutet, und daß die eigentliche altaische Auffassung ihm nicht fremd ist, zeigt sich deutlich am sog. persönlichen Fürwort der 3. P. Es lautet *noyan*, *nuyan*, *noan* und kann durch einfache Anfügung der gewöhnlichen Kasussuffixe abgewandelt werden. Daneben aber wird es wie ein Vollsubstantiv (vgl. vorher samojedisches *puda*) = Erheit behandelt und nimmt ganz wie die meisten finnischen persönlichen Fürwörter und wie die durch *nä*, *ne* verstärkten oder die mit *si* gebildeten samojedischen Personalsubstantiva das Possessivsuffix der 3. P. an. Die Sprachproben zeigen mir sogar deutlich, daß diese Bildung für die obliquen Kasus die regelmäßige oder doch die bei weitem überwiegende ist. So kommen, und zwar in den verschiedensten Mundarten, die Formen *noyan* — *ma* — *n* = ihn, eigentlich seine Erheit (in Akkusativform), vor, auch *noan* — *ma* — *n*, ebenso der Dativ *noandun*, der Ablativ *noan* — *duk* — *in*. Dabei ist *noyan*, *noan* das Pronominalsubstantiv, *ma*, *du*, *duk* die Kasussuffixe des Akkusativ, Dativ und Ablativ, und *n* das Possessivsuffix der 3. P. Wie sehr diese Auffassung die Sprache beherrscht, ersieht man daraus, daß auch die Plurale ebenso gebildet werden. Sie = *ei*, οἱ heißt *noyar*. Davon werden abgeleitet Formen wie *noyar* — *bu* — *tan* = *eos*, buchstäblich ihre

Sieheit (Akkusativ), *noyar* — *tiki* — *tan* = zu ihnen, ihnen, wobei *bu*, *tiki* die Kasusbezeichnungen sind, *tan* das Possessivsuffix der 3. P. Plural = ihr, *eorum*. Es geht hierin das Tungusische noch weiter als gewöhnlich, indem sogar die Grundform für sie = *noyar* in der Nominativanwendung das Possessivsuffix annehmen kann: *noyartan*, so daß wirklich für sie = *ei* gesagt wird ihre Sieheit; d. h. es wird dies im lebendigen Gebrauch der Sprache wohl jedenfalls, wie das einfache *noyar*, im wesentlichen als sie empfunden, aber augenscheinlich in etwas nachdrucksvollerer Form.

Zeigt sich nun von dieser in den obliquen Kasus von *noyan* so deutlich ausgeprägten Substantivnatur keine Spur in der Abwandlung der eigentlichen persönlichen Fürwörter<sup>1)</sup>, so beweisen doch die Sprachproben an einer bisher unbeachteten, aber sehr bedeutungsvollen Bildung, daß das in der gewöhnlichen Kasusabwandlung nicht mehr erkennbare, echtaltaische Personalsubstantiv auch im Tungusischen sehr wohl vorhanden und noch deutlich wirksam ist. Handelt es sich um ein Substantiv mit Possessivbezeichnung (mein, dein Haus), so begnügt sich das Tungusische selten mit dem einfachen Possessivsuffix (*abdou* = Habe — meine, *amansi* = Vater — deiner), meist stellt es dem mit dem Possessivsuffix versehenen Substantiv *min*, *sin* voran (*min* *abdou*, *hin* [= *sin*] *amansi*).<sup>2)</sup> Dieses *min*, *sin*, das sonst als selbständiges Wort gar nicht vorkommt, sondern nur in Verbindung mit den Kasussuffixen, ist das reine Personalsubstantiv Ichheit, Duheit im Genetivsinne (*min* *abdou* = der Ichheit — Habe — meine), das, wie auch in anderen altaischen Zweigen, als Genetivvertreter die *n*-Form annimmt. Da es hier unverkennbar auftritt, darf man wohl annehmen, daß es auch in den obliquen Kasus ursprünglich dieselbe Bedeutung gehabt hat, um so mehr, als diese

1) Überall treten hier Formen auf wie *miny* (= *min* — *yi*), *sin**yi*, *min**du*, *sin**du*, *min**näwä*, *sin**näwä*, *min**duk*, *sin**duk*, *min**nun*, *sin**nun* . . . Ebenso Plural *mun**yi*, *mun**du*, *mun**duk*, *mun**nun* — *sun**yi*, *sun**du* . . .

2) Nebenbei sei bemerkt, daß hier wieder ein auffallendes Beispiel vollständiger Übereinstimmung aller altaischen Zweige vorliegt, soweit sie überhaupt Possessivsuffixe bilden, d. h. des Finnischen, Samojedischen, Türkischen und Tungusischen; vgl. Fälle wie mordwinisches *mon* *kudom* = mein Haus, und zahllose andere finnische Beispiele wie das noch näher an das Tungusische anklingende tscheremissische *min* *donem*, *tin* *donef*, samojedisches *man* *azam* = mein Vater, türkisches *män* *atam* — *sän* *atay* = mein, dein Pferd. In allen diesen vier Zweigen ist das die regelmäßige Bildung, wenn es sich um etwas stärkere Betonung des Possessivverhältnisses handelt.



ohne jede Ausnahme ebenfalls *min*, *sin* bieten; daß also *mindu*, *minduk* tatsächlich eigentlich bedeuten: der Ichheit — Ort, der Ichheit — Entfernung = bei mir, mir — von mir, eine Bedeutung, die mit dem Erstarren der Lokativ-, Dativ- und der Ablativfunktion in den Hintergrund trat.

Faßt man die hier angedeuteten Erscheinungen zusammen, so kommt man zu dem Ergebnis, daß das Tungusische doch eigentlich alle für das altaische persönliche Fürwort maßgebenden Punkte erkennen läßt, z. T. sogar in besonderer Klarheit. So die charakteristische *n*-lose Form nur als Grundform und Nominativvertreter, genau so, wie das altaische Gesetz es augenscheinlich verlangt; dementsprechend in der ganzen übrigen Abwandlung ausnahmelos die *n*-Form; diese *n*-Form aber, wie es ebenfalls als altaische Eigentümlichkeit und Norm gelten darf, auch ohne Kasussuffix, als selbständiges adnominales oder genetivisches Substantiv und Rektum eines nachfolgenden Substantivs diesem vorangestellt; die Pluralformen durch Vokalwandel deutlich vom Singular geschieden; auch hier wieder die Grund- und Nominativform immer ohne auslautendes *n*, zudem in einer Gestalt, wie sie der der meisten finnischen Sprachen und z. T. des Samojedischen auffallend ähnlich ist, wo nicht mit diesen sich auch lautlich fast völlig deckt; klare Ansätze dazu, das Fürwort wie im Finnischen und Samojedischen als Substantiv in Kasusform mit Possessivsuffixen auszustatten.

Der durch manche Erscheinungen hervorgerufene Eindruck, als ob das Tungusische teilweise nach dem Finnischen zu gravitiere, wird besonders verstärkt dadurch, daß, wie oben angedeutet wurde, die ganze west- oder baltisch-finnische Gruppe in den obliquen Kasus des Singulars *min*, *sin* (*minu*, *sinu*) hat und so auch äußerlich Formen bildet, die den tungusischen auffallend gleichen (vgl. westfinnisch *minun*, *minut*, *minulla*, *minulle*, *minulta*, *minussa*, *minusta*, *minuhun* — *sinun*, *sinut*, *sinulla*, *sinulle*, *sinulta* . . .; tungusisch *minji*, *mindu*, *minduk*, *minäwä*, *minnun* — *sinji*, *sindu*, *sinduk* . . .). Ein näherer Zusammenhang zwischen dem tungusischen und dem finnischen Zweige ist auch auf diesem Gebiete wie auf vielen anderen kaum abzuweisen. Auf der anderen Seite aber zeigt das Tungusische unverkennbare Übereinstimmungen mit dem Mongolischen. So lauten die beiden Grundformen in beiden Zweigen gleichmäßig *bi* — *si* (*tsi*); die *n*-Formen ebenfalls in beiden *min* — *sin* (*tsin*). Diese fast absolute Gleichmäßigkeit ist bei der sonstigen beträchtlichen Ver-

schiedenheit der persönlichen Fürwörter in den beiden Zweigen so auffallend, daß der Verdacht der Beeinflussung des einen Zweiges durch den anderen kaum von der Hand zu weisen ist; denn abgesehen von diesen eigentlich identisch erscheinenden Bildungen ist in der Abwandlung so ziemlich alles im Tungusischen anders als im Mongolischen; so sind in erster Linie die Plurale von Grund aus verschieden und zeigen nicht die mindeste Ähnlichkeit, wie sich alsbald beim Mongolischen zeigen wird. Nur eine eigentümliche tungusische Pluralform, die ich nur in den Sprachproben gefunden habe, hier aber ganz regelmäßig und in mehreren nahe verwandten mundartlichen Gestalten, gibt zu denken. Es ist das die Form *mut* = wir, neben der sich mundartlich auch *mit*, *mity* (miti<sup>2</sup>)<sup>1)</sup> findet. Dieses *mut* kommt sehr häufig vor und wird regelmäßig abgewandelt: *mutji*, *muttu* (= mutdu), *muttuk* (= mutduk), *mutteki* ... Dieses *mut* und insbesondere *mit*, *miti* zeigt eine merkwürdige Übereinstimmung mit dem mongolischen *bide* = wir, von dem es kaum zu trennen sein dürfte. Vielleicht gibt es sogar den Weg an, wie dieses *bide* entstanden ist, nämlich aus *bude*, wobei aber das *u* wie im tungusischen *bu*, *mun* kein eigentliches *u*, sondern ein dem *ü* nahestehender Laut wäre. In diesem Falle wäre auch im Mongolischen, das ja auffallenderweise im Singular wie Plural ohne den gewöhnlichen Vokalwandel (*bi* — *bide*) einfaches *i* hat oder zu haben scheint, der Vokalwandel im Plural hergestellt: Singular *bi*, Plural *bü*, und dieses *bü* würde sich dem allgemeinen altaischen Rahmen einfügen.

Es scheint somit das Tungusische auch auf dem Gebiete der persönlichen Fürwörter wie auf so vielen anderen eine Mittelstellung zwischen dem Mongolischen und den beiden westlichen Zweigen des Altaischen, dem Finnischen und Samojedischen einzunehmen.

Ein eigentümliches Bild bietet das Mongolische. Zunächst ist zu beachten die schon erwähnte Übereinstimmung mit dem Tungusischen in der Grundform *bi* — *tsi* (= ti, si) und in der *n*-Form *min* — *tsin*, und ebenso mit finnischem *min* — *sin* und *tin*. So überraschend diese Ähnlichkeit ist, so sehr geht im übrigen das Mongolische ebenso für den Singular wie den Plural seine eigenen Wege. *bi* (= mi), das nur in dieser Gestalt und im Genetiv

1) Das *u* in *mut* weist wohl darauf hin, daß das *i* der ersten Silbe ein hinteres, aus *u* entstandenes *i* darstellt.

*minu* vorkommt, macht einem Stamm *na*, der an das samojedische *nā, ne* erinnert, Platz. Für dieses samojedische *nā, ne* wurde als mutmaßliche Bedeutung Anwesenheit, Person bezeichnet; im engeren Sinne etwa von nahe Seite, Mittelpunkt<sup>1)</sup> eignet es sich wohl zur Vertretung der Bezeichnung der 1. P. Dieses *na* bildet die Grundlage; darauf baut sich die Abwandlung auf: *nadur* oder *nada*, (*namaji*), *nadaber*, *nadaetse*, *nadaluga*. Da *nada* der unverkennbare Lokativ (Dativ) von *na* ist, so sind also die Suffixe des Instrumentals, Ablativs nicht an den Stamm, sondern an dessen Lokativform gefügt, eine nicht seltene Erscheinung des Altaischen, die nachdrückliche Formen schafft, was bei der immerhin mangelhaften Bezeichnung oder Andeutung der ersten Person durch *na* wohl angebracht erscheint. Wo dieses *da* fehlt, im Akkusativ *namaji*, da wird diese mangelhafte Bezeichnung durch ein anderes Element, das an *na* antritt, behoben, nämlich durch *ma*. Es liegt nahe, anzunehmen, daß dieses *ma* ein Hilfssubstantiv darstellt, das erläuternd dem etwas unbestimmten *na* eine bestimmtere Fassung gibt. Bestätigt wird das dadurch, daß dasselbe *ma* bei *tsi* = du in allen obliquen Kasus außer dem Genetiv *tsinu* eintritt: *tsimadur*, *tsimaji*, *tsimaber*, *tsimaetse*, *tsimaluga*; da *tsi* kein bloßer andeutender Vertreter wie *na* ist, sondern die Duheit klar zum Ausdruck bringt, so dürfte *tsima* in echt altaischer Auffassung soviel bedeuten wie Duheits-Wesen (oder Leib, Kern, Person o. ä.). Und dann ist *tsima* der Bedeutung nach wesentlich dasselbe wie samojedisches *man nā*, und die so ganz abseits stehende Abwandlung des mongolischen persönlichen Fürworts im Singular bleibt durchaus im Rahmen des Altaischen; namentlich aber tritt die allgemeinaltaische Neigung hervor, die persönlichen Fürwörter als Substantiva aufzufassen, und das immer wieder, auch durch verdeutlichende Hilfssubstantiva und zusammengesetzte Bildungen zum Ausdruck zu bringen. Jedenfalls mahnt diese Abwandlung des mongolischen persönlichen Fürworts wieder daran, die Beziehungen des Mongolischen zum Tungusischen nicht zu eng zu fassen; auch die Pluralformen der beiden Zweige weichen vollständig voneinander ab. Um einen klaren Überblick zu geben, folgt die gesamte Abwandlung.

1) Es mag daran erinnert werden, daß das Japanische, das eine eigentliche Entwicklung von persönlichen Fürwörtern noch nicht kennt, wohl aber vielfach die Wege andeutet, auf denen das Altaische zu seinen heutigen persönlichen Fürwörtern gelangt sein dürfte, offenkundig eine solche Auffassung vertritt, was hier nicht näher ausgeführt werden kann.

1. Mongolisch:		2. Tungusisch:	
<i>bi</i> = ich	<i>tsi</i> = du	<i>bi</i>	<i>si</i>
<i>minu</i>	<i>tsinu</i>	<i>mi(n)ŋi</i>	<i>si(n)ŋi</i>
<i>nadur</i> }	<i>tsimadur</i>	<i>mindu</i>	<i>sindu</i>
<i>nada</i> }		<i>minäwä minä</i>	<i>sinäwä sinä</i>
<i>namaji</i>	<i>tsimaji</i>	<i>minduk</i>	<i>sinduk</i>
<i>nadaetse</i>	<i>tsimaetse</i>	<i>minzi</i>	<i>sinzi</i>
<i>nadaber</i>	<i>tsimaber</i> }	<i>minnun</i>	<i>sinnun</i>
<i>nadaluga</i>	<i>tsimaluga</i> }	<i>mindula</i>	<i>sindula</i>
		<i>minduli</i>	<i>sinduli</i>
<i>bide</i> = wir		<i>bu, mut, mit, miti</i>	
<i>bidenu, manu</i>		<i>muŋi, mutŋi</i>	
<i>bidendur, mandur</i>		<i>mundu, muttu</i>	
<i>bideni, mani</i>		<i>munäwä</i>	
<i>bidenetse</i>		<i>munduk, muttuk</i>	
<i>bidenjer</i>		<i>munzi</i>	
<i>bidenluga</i>		<i>munnun</i>	
		<i>mundula, muttula</i>	
		<i>munduli</i>	
<i>ta</i> = ihr		<i>su (sü)</i>	
<i>tanu</i>		<i>suŋi</i>	
<i>tandur</i>		<i>sundu</i>	
<i>tani</i>		<i>sunäwä</i>	
<i>tanetse</i>		<i>sunduk</i>	
<i>tanjer</i> }		<i>sunzi</i>	
<i>tanluga</i> }		<i>sunnun</i>	
		<i>sundula</i>	
		<i>sunduli</i>	

Auch der Plural der 1. P. bietet im Mongolischen manches Beachtenswerte. Das von allen anderen altaischen Formen, abgesehen von der tungusischen Nebenbildung *mut, mit, miti*, abweichende *bide* = wir (tk. biz) ist schon erwähnt worden. Ob es mit einem wirklichen Pluralzeichen gebildet ist oder eine Vereinigung der Formen für die erste und zweite Person ich — du = wir darstellt, muß hier unerörtert bleiben. Wie sehr es abseits steht, zeigt schon die Tatsache, daß daneben in allen obliquen Kasus die den anderen altaischen Bildungen entsprechende Form *man*, mit klarem Vokalwandel gegenüber dem singularischen *min*, vorkommt, die die gewöhnlichen Kasussuffixe annimmt (*manu, man-*

*dur, mani, manetse* ...). Auch von *bide* wird die *n*-Form, und von dieser wieder die obliquen Kasus abgeleitet (*bidenu, biden-dur* ...). Die zu erwartende Grund- und Nominativform *ma* kommt nicht vor, da dafür durch das volle und ausdrucksvolle *bide* Ersatz geschaffen ist. Daß dieses *ma* aber durch *bide* nur zurückgedrängt worden ist, darauf weist, neben dem regelmäßigen *man* der obliquen Kasus, der Umstand, daß für die zweite Person, wo eine dem Nominativ *bide* entsprechende besondere Bildung fehlt, wirklich der Nominativ immer *ta* lautet, und alle obliquen Kasus ebenso regelmäßig von *tan* abgeleitet werden, wie für die erste Person von *man*.

Einigermassen auffallend ist, daß im mongolischen Plural der persönlichen Fürwörter, abgesehen von der Sonderbildung *bide*, überall der Vokal *a* auftritt (*man, ta, tan*), während nach dem Beispiel der meisten finnischen Sprachen, des Samojedischen und des Tungusischen eher *ö, ü, i, e* zu erwarten wäre. Die hier in Betracht kommenden Erscheinungen werden eingehend behandelt in der erwähnten Spezialarbeit. Hier mag die Bemerkung genügen, daß bei den altaischen persönlichen Fürwörtern der Stammvokal im Singular die ganze Folge von Zwischenlauten von *a, u, o* bis zu vorderem *i* und *e* durchläuft, und im Plural umgekehrt von *i, ö, ü* (*e*) bis *a, u*; sowie, daß sogar in derselben Sprache, z. B. im Tscheremissischen, und in denselben Formen, *i, e, ö, o* und andere, schwer wiederzugebende Zwischenlaute vorkommen. Mit besonderer Beziehung auf das *a* im mongolischen *man, ta, tan* sei darauf hingewiesen, daß in dem dem Magyarischen so nahestehenden Wogulischen die 1. P. Plural, ganz wie im Mongolischen, in allen Mundarten nur die Form *man* kennt, während das Magyarische ebenso regelmäßig *mü* (*mün*), *mi* (*min*) bietet, so daß auch hier *mü, mö* die Urform sein dürfte, *ma* die spätere, durch Verdampfung entstandene Bildung.

# QUELLEN UND STUDIEN DES OSTEUROPA-INSTITUTS, Breslau

---

Bisher sind erschienen:

## I. ABTEILUNG: RECHT UND WIRTSCHAFT

**Heft 1: Russisches Wirtschaftsleben seit der Herrschaft der Bolschewiki.** Nach russischen Zeitungen. Mit einer Einleitung herausgeg. von Dr. Wlad. W. Kaplun-Kogan. 2. Aufl. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

„... In sehr geschickter Weise sind die Zeitungsstimmen so geordnet, daß die Zustände der allgemeinen Wirtschaft, ferner die Zustände im Handel, in der Industrie, im Transportwesen, im Staatsschulden- und Steuerwesen, im Geld-, Bank- und Börsenwesen, in den ländlichen Verhältnissen, im Verpflegungswesen, im Gesundheitswesen usw. beleuchtet werden.“ (Soz. Praxis.)

**Heft 2: Die Gesetzgebung der Bolschewiki.** Übersetzt und bearbeitet von Justizrat H. Klibanski. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.40

„Als eine ungetrübte Quelle der Erkenntnis russischer Zustände erweist sich die Übersetzung der Gesetzgebung der Bolschewiki. Das Buch enthält alle Dekrete, Verfügungen und Gesetze der Sowjetrepublik und übermittelt so ein gutes Bild von dem Unterbau dieses merkwürdigen Staatsgebildes.“ (Germania.)

**Heft 3: Stolypinsche Agrarreform und Feldgemeinschaft.** Von Dr. C. von Dietze. Kart. M. 3.50

Eine auf rein volkswirtschaftlicher Grundlage beruhende, alle politischen — die objektive Beurteilung lediglich trübenden — Gesichtspunkte nicht berücksichtigende Darstellung der Stolypinschen Agrarreform und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung für die gesamte Volkswirtschaft. Gleichzeitig werden bei der Untersuchung der Bedeutung der Reform für die Feldgemeinschaft neue Ergebnisse über das Wesen der letzteren, ihre Entwicklung und ihr Verhältnis zur Verkehrswirtschaft gewonnen.

**Heft 4: Entwicklungsgang der russischen Industriearbeiter bis zur ersten Revolution (1905).** Von Prof. Dr. O. Goebel. Kart. M. 3.50

Der Verfasser zeigt auf Grund genauester Sachkenntnis, erworben während zweijähriger täglicher Zusammenarbeit mit russischen Arbeitern der verschiedensten Betriebe und fünfjähriger Tätigkeit als deutscher Handelssachverständiger in Rußland, die Entwicklung der inneren und äußeren Verhältnisse der russischen Arbeiterexistenz bis zum Erwachen des Machtbewußtseins in der Arbeiterschaft während der ersten Revolution. Es ermöglicht dadurch gleichzeitig das Verständnis für das bolschewistische Rußland der Gegenwart, dessen Grund während der ersten Revolution gelegt wurde.

**Heft 5: Die russische Industriearbeiterschaft von 1905—1917.** Von Dr. S. Köhler. Kart. M. 8.—

Gibt ein Bild von der Entwicklung der russischen Industrie und der kulturellen und wirtschaftlichen Lage des russischen Industriearbeiters vor und während des Weltkrieges und zeigt, wie im Gegensatz zu westeuropäischen Ländern die russische Industriearbeiterschaft nicht aus dem verfallenen Handwerk, sondern als Folge der Loslösung des Dorfbewohners vom Lande wegen einer veralteten Agrarverfassung entstanden ist.

Auf sämtliche Preise Teuerungszuschläge des Verlags 120 % (Abänderung vorbeh.)

---

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Preise freibleibend